

Frankfurter Revolutionstage



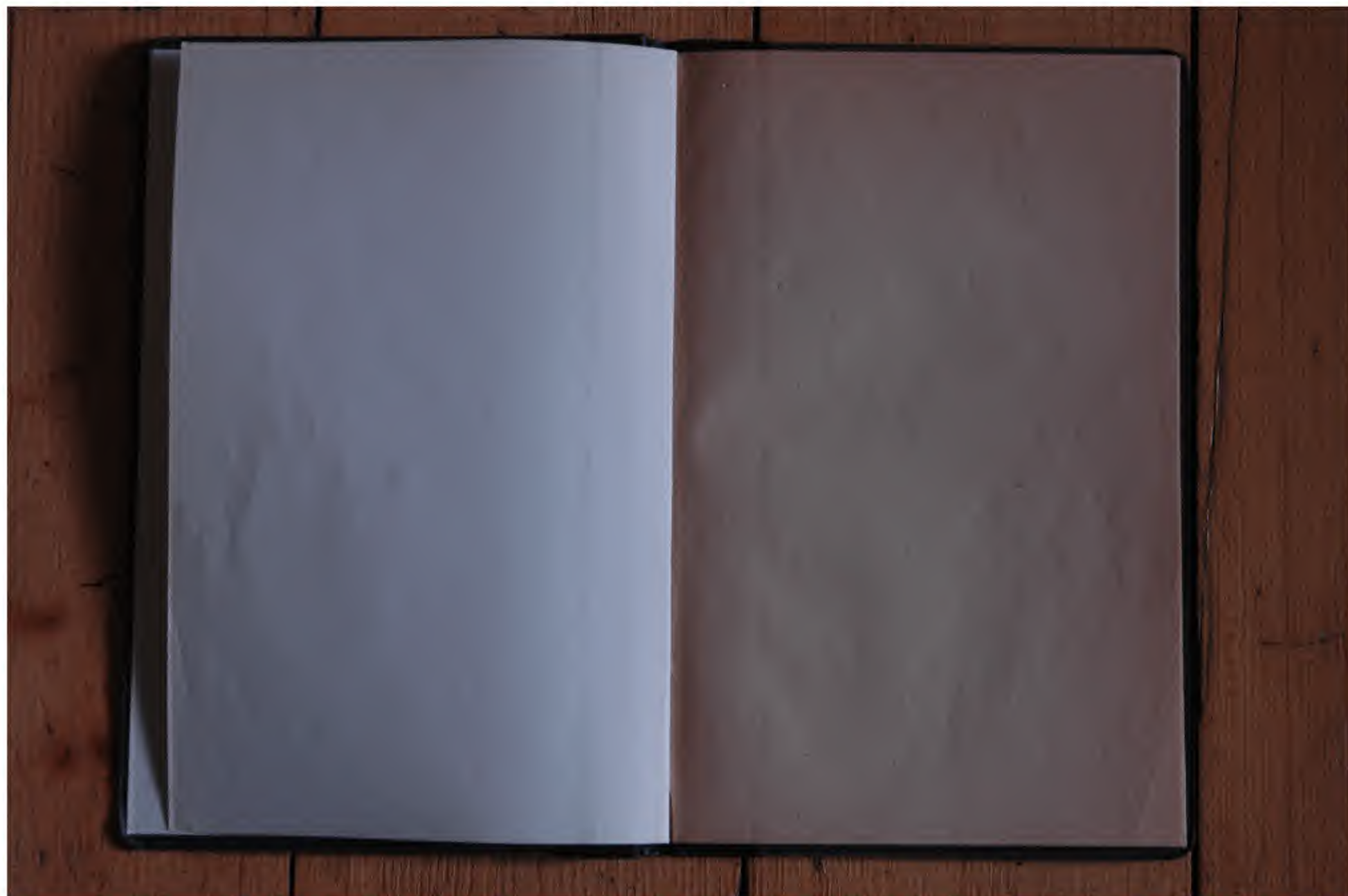
Jacob Altmaier

44

2574

Verlag: Union-Druckerei und Verlagsanstalt G.m.b.H.
Frankfurt am Main.





Dem Bürger
Hermann Wendel.

Frankfurter Revolutionstage

Jakob Altmaier

Mit Illustrationen nach zeitgeschichtlichen Aufnahmen

Erschienen Frankfurt a. M. 1919
im Verlag
der Union-Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.

Einleitung

Nicht Geschichte soll hier geschrieben werden, sondern Geschichten. Skizzen aus den Frankfurter Revolutionstagen, die Berufeneren Fingerzeige geben können, zu sehen, was war und wie es wurde. Wir leben in einer Zeit des politischen und sozialen Umsturzes, die Ereignisse rollen im Filmtempo an uns vorüber. Noch hat keiner das Ende der Revolution gesehen, deshalb soll der Anfang nicht vergessen sein. Die Blätter sind zwischen den Wahlschlachten geschrieben und führen die Hatz und Eile mit sich, die uns in diesen Tagen vorwärts peitscht. Vorwärts muß es aber gehen und aufwärts. Zumeist waren die Jüngsten die Träger der Revolution, wie auch die Jüngsten am meisten im Kriege geblutet haben. Aus der Jugend soll uns Kraft und Geist erstehen, das Geschick zu meistern, Deutschland und die Welt neu aufzubauen.

Auf eines allerdings machen diese Blätter Anspruch: zu zeigen, welche Arbeit von Wenigen in den Tagen des Umsturzes geleistet worden ist. Aus der Tiefe sind sie aufgetaucht; manche wieder still verschwunden, woher sie gekommen. Das aber haben sie bestätigt: wie viel Kraft, Können und Wollen im Volke schlummert. Werden sie im neuen Deutschland geweckt und an den Platz gelangen, wohin die Fähigen gehören, dann bangt uns nicht vor der Zukunft Deutschlands, dem Mutterlande des Sozialismus.

Jakob Altmaier.

Tage der Spannung.

Trotz des regnerischen und unfreundlichen Wetters war der Oktober 1918 so heiß und schwül wie der Juli 1914. Die Kriegsverblödung, die vier Jahre lang wie ein schwerer Alp über Land und Volk gelastet hatte, war mit einem Schlag gewichen. Kein Mensch kümmerte sich mehr um den Tagesbericht. Desto eifriger wurden die politischen Nachrichten verschlungen. Das Interesse an den Zeitungen und Parteien, an den politischen Fragen und Versammlungen wuchs ins Ungemessene. Niemals hat man in Deutschland Ähnliches vorher gesehen. Zu den gewohnten Stunden, an denen irgend eine Zeitung zu erscheinen pflegte, entstanden an den Verkaufsstellen wahre Schlachten. Besonders die „Vollstimme“ hatte sich eines solchen Zulaufes zu erfreuen, daß mit ihren einzelnen Nummern richtiger Schleichhandel getrieben wurde. Nicht selten wurde eine Mark und mehr für ein Exemplar geboten. Und ein Karl Marx mußte mehr als einmal seinen Rod ins Pfandhaus tragen, um sich Manuskriptpapier für sein „Kapital“ kaufen zu können.

Der Zusammenbruch des preußischen Militarismus und des Junkertums, das elende Versagen und die Unfähigkeit der deutschen Bureaucratie, Diplomatie und inneren Verwaltung, der jahrelange Betrug der regierenden Rasten und ihrer Dynastien, der schamlose Verrat, die Rückgratlosigkeit des Bürgertums mit seinem alldeutschen Auswuchs, den politisierenden Generälen und der vernunftlosen Generalspolitik, die fruchtlosen Millionenopfer an Leben und Gut, die das Volk während des 52monatigen Schlachtens an der Front wie in der Heimat in gleichem Maße gebracht hatte: all das erzeugte eine Erbitterung und eine Wut, an der man seine Freude hätte haben können, wenn der Preis nicht so schauernd gewesen wäre. Vom Morgen, wenn der Ries auf den Fabrikwegen vom Tritt der Arbeitermassen knirschte, am Mittag, wenn die Schuhe der Kaufleute auf den Kontorböden unbezahlte Töne gellten, bis zum Abend, wenn Tausende und Abertausende von Männern und Frauen die Versammlungstokale füllten.

es gab mit ein Verlangen und einen Ruf: Aufklärung und Arbeit! Diese Verammlungen waren getragen von einem ständigen Gult und einer stoligen Kraft. Und jetzt erinnerte sich das Volk wieder seiner alten Freundin, der Not und Gefahr, der Sozialdemokratie. Von Tag zu Tag wuchs die Beliebtheit ihrer Presse, wuchs die Zahl der Parteimitglieder. Es war eine Lust zu arbeiten und die alten Strafen und Organisationsträger, von denen zahllos während des Krieges müde geworden waren, fanden wieder auf dem alten Posten. Das erfreuliche Bild in den Verammlungen war die Einheit der Besucher, die nichts mehr wissen wollten vom Partei streit und die immer höher begriffen hatten als mancher „Führer“, der immer noch versuchte die „Unabhängigen“ gegen die „Abhängigen“ auszuspielen.

Es ist ein Kind, von dem wir alle zittern,
Und eine Armee macht aus alle frei!

Das Frage- und Antwortspiel mit Wilson steigerte die Erregung von Stunde zu Stunde! Wenn eins deut lich zu hören war für alle, die Ohren hatten, so war es der Ruf, fort mit den Hohenzollern. In ihnen sah alle Welt, was sie nur allem noch Deutschland, das System, was uns in den Abgrund geführt hatte. Die es anging, schloß sich, jedoch nicht. Und höher und höher schwoll der Ruf. Jeden Tag erwartete man die frohe Botschaft und mit ihr den Abschluß des Waffenstillstandes. Jeder neue Ruf brachte eine neue Enttäuschung. In seinem Haß gegen Wilhelm II. tat sich besonders das Bürger tum aus, von dem er es am wenigsten verdient und erwartete hatte. Es war die Mut über den verlorenen Kampf, und die gestern am lauteften geschrien hatten: „Gott segne England!“, sie trafen jetzt wild: Weg mit den Hohenzollern! Einen viel gesanderten Sinn bewiesen die Arbeiter, denen der Haß gegen die Person fern lag, die aber um so glühender das ganze System zum Teufel schmeißt. So ging der Oktober in Ende und der November begann, der diesmal kein Rebellmonat werden, der das Reich in Anarchie bringen sollte, das je dem deutschen Volk geschehen.

Schmerz und Schmelz wurde es. Die Luft war hier und dort mit Elektrizität geschwängert. Man

fühlte sie in den Fingerspitzen. Wenn man schatz lauschte, hörte man das unterirdische Grollen und Brausen. Man sah die Revolution wachsen und näher kommen. Und sie kam! Sie fuhr auf den Plattformen der Straßenbahnwagen, in den Eisenbahnen, auf den Zweirädern der Depeschenträger; sie stand zwischen den Telegrammen der Zeitungsnachrichten, sie saß in den Wirtschaften und in den Kaffeehäusern, sie kam aus den Bahnhöfen, ging auf den Straßen mit den eilig trippelnden Ladenmädchen, mit der Schuljugend, den schnell in die Geschäfte eilenden Buchhaltern, den Lehrlingen und Inhabern, schritt beobachtig mit den Spaziergängern, mit den Alten und Jungen, mit den Verwunden und Bedächtigen. Sie war am sichtbarsten an den großen freien Plätzen und Trambahnhaltestellen, in den Kinos und Theaterpausen, an der Börse und vor den Anschlagstellen der Extratelegramme, die nicht leer wurden von Lesern von morgens bis mitternachts. Am allerbesten fühlte man sie bei den Soldaten. Es gab Offiziere, die ihre „Würde“ vergessen hatten und sich an der Hauptwache unter die Menge mischten. Musketiere und Kanoniere wurden schlapp und grästen nicht mehr und kein Leutnant zirkelte einen Ton dagegen. Urauber gingen nicht mehr zur Front oder setzten sich in einen falschen Zug. Geschlossene Abteilungen weigerten sich auszurücken, Zapfenkreuz gab es nur noch für die Wenigsten. Die Straßen wurden nicht mehr leer von den Neugierigen, und von nachmittags fünf an wälzten sich Menschenmassen über den Asphalt, wie man sie nur in Friedenszeiten gewohnt war. Es lag etwas in der Luft; etwas Geahntes, Unausprechliches. Keiner konnte es mit Namen nennen und doch war es nah und dicht zum Greifen. In den Partei- und Gewerkschaftsbureaus häuften sich die neuen Mitgliedsbücher bergeshoch, die Abonnenten der Parteipresse schwoilen höher und höher, die Zahl der Mitarbeiter wuchs und wuchs, die Sprache wurde freier und kühner. Ohne daß ihr jemand etwas gesagt hatte, war die Zensur verschwunden. Die Tage des Abschieds waren gekommen. Novembertage, Novembertürme! Die Blätter fielen!

Das Feuer von Kiel

In Kiel haben die Matrosen die Schiffsessel ausgedreht und den Leuchtturm angezündet. Seine roten Strahlen erhellten ganz Deutschland. In Hamburg, Wilhelmshaven, in Bremen und Hannover brennt der Wesselschein. Draußen an der Wasserfront hat die Revolution geistert und überall lodern die Nachtfeuer. Rostow wird in Kiel von Zehntausenden empfangen, die die rote Fahne vorantreiben. Ein Sozialdemokrat Festungscommandant! Noch können es die militärischen Stellen im Inland nicht fassen. Ein Major vom heiligen General Commando ruft Wilhelmshaven an.

„Hier Soldatenrat“, antwortet es.

Der Major läßt entsetzt den Hörer fallen.

Donnerstag abend geht ein Gerücht durch die Stadt. Kieler Matrosen sind im Hauptbahnhof. Die müssen wir sehen. Im Bahnhof drängen sich Hunderte von Neugierigen. Dort — dort! Matrosen! Sie tragen rote Armbänder und gehen stolz durch die Menschenreihen, die sich vor ihnen öffnen. Dort noch einer, mitten in einem bunten Kempferreigen. Jeder staunt ihn an und will sehen und hören. Das ist also ein Revolutionär! Am Gesprächstisch erwidern wir zwei Kieler und laden sie ein. Sie müssen uns ausweisen, ob wir keine Geheimagenten sind. Dann werden sie gesprächig und unmißlich. Und jetzt sprudeln sie heraus. Von Kiel sind sie nach allen Städten Deutschlands geschickt, die Revolution auszubreiten. Es waren ihrer fünfzig Mann, die in die Richtung Frankfurt abfahren. Zweimal wurden sie erschossen. Zuerst in Hannover. Dort saßen sie in einem Pferd der Bahnhofswache. Ihren Urlaubsschein, ausgestellt vom Soldatenrat Kiel, läßt der Bahnhofskommandant nicht gelten. Gut! Wir warten! Sie warten auf den nächsten Schnellzug. Der muß Hilfe bringen. Achtung! Es kommen fünfzig Kameraden. Raw wartet sie ja den ersten. Also hundert. Es reicht nicht. Wir warten noch einen Zug. Wiederum spaziert ein halbes Hundert in den Kasten. Es langt! Uff! Die Wagen lassen sich die Gewehre nehmen, die Bretterwände

fallen auseinander. Zwei Stunden später steht Hannover im Aufruhr.

Weiter nach Frankfurt. In Gießen werden die Seeleute wiederum eingesperrt. Andere in Hanau. Der Rest schlägt sich durch bis hier. Auch in Frankfurt nimmt man einzelne fest. Doch nur eine Nacht. Freitag früh sind sie alle frei! Bald erscheint einer in dieser Wirtschaft, bald sieht man zwei in jenem Kaffeehaus. Auf der Kaiserstraße flattern die blauen Bänder, in der Altstadt und überall ziehen Soldaten und Zivilisten hinter ihnen her.

Der Bahnhofskommandant läßt immer noch die Schnellzüge, die aus Norddeutschland kommen, nach Aufzählern abfuchen. Jedesmal sperrt ein Offizier mit etwa dreißig Mann die Bahnsteige. Die Soldaten lächeln, wenn sie mit ihren Gewehren aufmarschieren. Die Bahnhofsteller sind vollgestopft mit Infanteristen. Ein Offizier fragt, ob sie auf Befehl schießen wollen? Keine Antwort!

Indessen wird die Stadt immer erregter. In der Kaserne der 81er gärt es!

Der Sturm bricht los!

Freitag den 8. December. Um 8 Uhr früh am Samstag der Revolution ununterbrochen. Man sieht die Revolutionen kühnlich anherkommen. Sie ist da. Sie hat uns gepackt, hat uns erfasst in ihrem wilden Sturm. Es wird hier taumelig, wie im Frühjahr, wenn die kalten, trübsamen Mägenwaden, deren Odem so würzig und scharf ist, daß es einem schwindelig im Kopf wird. Jemand, die Revolution ist in Frankfurt und fordert die Herzen und die Sinne. Sie drauß über die Dächer und tummelt sich auf den Straßen, sie neckt die Schwärme und drängt die Gemüter, sie tobt die Massen und lüthet und tobt und tobt. Sie tobt in die Menschen, die sie nicht verstehen und leben wollen, und tobt mit den Kindern und tobt mit den Frauen und tobt mit den Männern. Da sind einer auf der Redaction und tobt, wenn sich die Adressen in Frankfurt aufrufen, wenn das Eis bricht und der Sturmwind das Alte zusammenlegt in den Schutthaufen. Es tobt in den Fingerringen, und wenn man jahrelang den Tag des Frühlings mit Worten herbeigeholt, wenn man auf ihn seit Jugendtagen abgesehen, da stünde einer in der Stube sitzen und registrierte den Zeiger stand.

Jede hat Minuten Stunden und Stunden Tage!

Eine Meinung überläßt die andere.

Tausende Gerüche kommen und gehen, überhaften sich, und alle tausend sind unruhig, weil sie schon überholt sind von der Welt. Hier will einer warnen vor Ueberreizung, und das Telefon kratzt ihn Lügen, weil sich die Ueberreizung in geistlicher Potenz die Wahrheit der folgenden Stunde ist.

„Hier Vollstimme!“

„Bitte schön, ich es wahr.“

„Jemand, es ist alles wahr!“

„Hallo!“

„Hören Sie schon gehört, in München soll heute nach Aufbruch.“

„Nein! Wir wissen nur, daß Bayern eine Republik geworden ist.“

„Der König hat abgedankt!“

Draußen auf der Straße werden Extrablätter verteilt. Überall flauen sich Menschenmengen. Die Ladentüren der Geschäftshäuser schließen sich nicht mehr. Verkäuferinnen in weißen Blusen stehen halb auf der Straße und gucken neugierig von einem Ende zum andern. Aussicht scheint es keine mehr zu geben. Bunt geht es in den Zigarrenläden her. Die Menschen sind leichtsinnig geworden. Kaufen Rauchmaterialien was die Taschen tragen und fragen nicht nach Geld und Preis. Alle Augenblicke hat der Händler einen Kasten leer und feuert ihn hinter sich in die Ecke. Auf dem Deckel war ein Bild des Kaisers. Einer hat es bemerkt und reißt seinen Wick.

11 Uhr!

„Bayern Republik“ tönt es an allen Enden.

Die Welt steht Kopf! Die ersten Mittagszeitungen kommen. Sie bestätigen es. Nun jagt eine Zeitungsausgabe die andere. Jede mit neuen Telegrammen. So rasch drucken die Schnellpressen nicht, als der Zeitungsinhalt veraltet. Der Roman bleibt in den Blättern fort. Der deutsche Michel hat die Zipselmütze heruntergerissen.

In der Redaction wird's immer toller. Zu fünf, zu zehn kommen die Bekannten und fragen und raten. Die Redaction tagt in Permanenz! Die Gründung des Wohlfahrtsausschusses wird bekannt, der wie ein stiller Engel durch die Stadt gegangen ist und verschwunden war, noch ehe ihn jemand gesehen.

Die sozialdemokratische Partei hat für Samstag eine Kieisdemonstration im Zirkus Schumann geplant. Wendel soll sprechen. Die Versammlung wird bereits Samstag mittag 12 Uhr stattfinden. Auf der Straße sammeln sich die Soldaten in großen Trupps. Einer schlägt den anderen zum Revolutionär, indem er ihm die preußische Kolarde herunterreißt und sie mit dem Stiefelabsatz zertritt wie eine eilige Fischblase. Da drüben geht noch einer mit einer Kolarde.

„Lands, komm her.“

Der Ahnungslose spürt plötzlich einen Windhauch über dem unbedeckten Schädel, er sieht die Operation

an seiner Mütze begreift, lacht, freut sich und schließt sich dem Haufen an. Die Bayern der Plafabteilung sind ausgelassen wie junge Hähne und fühlen sich besonders wohl als junge Republikaner gegenüber den königlich preussischen Soubdairn und Artilleristen.

1 Uhr in der Revolution.

Die fünfte Sonderausgabe erscheint. Das Zimmer ist zum Brechen voll. Die Stühle reichen längst nicht mehr aus. Einer sitzt auf dem Papierkorb und bricht ihn. Auf den Fußten sitzen sie, auf den Schubladenecken, und alle drei Minuten ist Platzwechsel. Alle drei Minuten springt alles wie auf Kommando in die Höhe, rennt durch die Stube, durchwühlt sie, indem sie die Füße einen vor den andern legen und die Schritte zählen, und dann liegt wieder alles, aber jeder auf einem anderen Platz. Inzwischen rast das Telefon weiter, der Schüssel summt und alle klotzern weiter.

Schwere Schritte hallen auf dem Flur. Eine Abordnung von 400 Bayern aus der landwirtschaftlichen Halle. Sie bitten um Rat. Sie wollen nach Hause, weil sie Republikaner seien und nichts mehr im Königreich Preußen zu tun hätten. Nun fahre aber kein Schnellzug nach München, was da zu machen sei. Wir bitten sie, noch einen Tag in Frankfurt zu bleiben, denn heute abend müsse es auch in Frankfurt los, wozu jeder Mann gebraucht werde, besonders solche kramme, bayerische Republikaner. Das war den Leuten noch lieber. Wenn sie nur etwas zu tun bekämen. Denn in Bayern Revolution und Republik und untätig in Frankfurt sitzen, das halte erwer aus! Wir bitten die Leute, in der Kaserne zu bleiben und sich auf die Wahl der Soldatenräte vorzuhalten, die heute abend stattfinden solle.

Nun aber los! Gegen fünf Uhr ritten drei Reiter am Tore hinaus: der kommandierende General und zwei Begleiter. Zum Generalkommando aber zogen fünf andere. Fünf Mitglieder der sozialdemokratischen Partei: Geiger, Harris, Kirchner, Wendel und der Schreiber dieses. Es war, als hätte man uns dort schon erwartet. Unser Sprecher erläuterte kurz die Situation.

„Herr General, wir verlangen die sofortige Wahl der Soldatenräte.“

„Ich stehe zu Diensten!“

Der General zu seinem Adjutanten: „Herr Major, geben Sie sofort Befehl an das Garnisonkommando, daß heute abend 9 Uhr bei allen Truppenteilen Soldatenräte gebildet werden. Die Mannschaften versammeln sich um diese Zeit in den größten Räumen ihrer Kasernen und Unterlunftsorten.“

Der Major notiert, wiederholt den Befehl und geht ab.

Der General: „Was wünschen Sie noch meine Herren?“

„Wir brauchen ein Automobil.“

Der General: „Herr Hauptmann, bestellen Sie bitte einen Kraftwagen!“

Und so geht es fort, als hätte der Generalstab nie etwas anderes als revolutionäre Anordnungen getroffen.

Das war die Kapitulation des Militarismus in Frankfurt.

Die Wahl der Soldatenräte.

Die Stunde werde ich nicht vergessen, als ich am 8. November 1918, Donnerstag 9 Uhr des Abends, das Kasermentor der 5ter mit zwei anderen Genossen durchschritt. Ein Offizier empfing uns und brachte uns zum Versammlungstokal, das jenseits des Kasernenhofs lag. Wie oft sind wir in Uniform, als preussische Soldaten, durch die Kaserne Räume geschritten, wie oft auf dem Hofe zum Appell oder Exerzieren angetreten! Wieviel getretene Menschenwürde liegt auf diesem Sand, wieviel „Schweinehunde“ und Flüche sind an diesen Mauern aufsteigen! Diese jammervollen Mauern, hinter denen klagend Millionen Menschen zu einem Volk von Dienern und Knechten erniedrigt wurden, hinter denen der Militarismus in jedes heranwachsende Geschlecht hineingekramelt und hineingepfercht wurde, daß es kein Gefühl mehr hatte für die Würde des freien Mannes und die Gleichheit alles Wesen, was Menschenantlitz trägt. Diese Mauern, hinter denen jedes freie Wort verpönt war und hinter denen das Kanonenratter geschossen wurde für den Weltkrieg. Und jetzt gingen wir in dunkler Nacht über diesen Hof und brachten die Freiheit mit und wollten das Ende des Militarismus verkünden.

Träumten wir?

Kam nicht aus irgendeiner Ecke ein Schrei: „Scheißt Sie sich weg, Gelbwäsche, lassen Sie den Raum abfließen!“ Nichts von dem! Wir gingen zur politischen Versammlung, zur Wahl der Soldatenräte.

Der Spuk ist aus.

Es lebe der Sozialismus!

Auf der Treppe zum Wahlraum standen einige Soldaten, die sofort hineinschünten, als sie uns sahen. Der begleitende Offizier deutete auf die Türe und verabschiedete sich mit dem Bemerkung, er habe ja keinen Zutritt, und er war froh, sich verdrücken zu können. Er scheint ein gutes Gewissen gehabt zu haben.

Und jetzt hinein.

Wie sind im Instruktionszimmer.

Diesmal gibt es andere Beleuchtung. Die Stube ist durch eine Petroleumlampe spärlich erleuchtet. Ein Tisch das ganze Möbel und um ihn herum bis an die Wände stehen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, die Mannschaften. Tiefe Stille! Kein Wort!

Alle lauschen und warten.

Ob der Raum noch seine alte, niederdrückende Wirkung ausübte, ob das Neue noch allzu unsicher ist? Gewiß! Als einer meiner Begleiter die Versammlung eröffnet und ich den Tisch besteige, um meine Ansprache zu beginnen, würgt mir etwas im Hals, was nicht hinuntergehen will, ich presse mich mit aller Kraft zum Anfang. Die Worte floden, und erst als ich die Anwesenden darauf hingewiesen habe, wie schwer es mir diesmal sei, zu reden, bei all den Gefühlen, die mich beunruhigen, der ich selbst jahrelang das Joch des Militarismus und sogar in diesen Räumen getragen habe, dann erst wird es mir leicht. Mir ist es, als stecke ich in einem Nebel. Ich sehe Köpfe und Uniformen, sehe die Lampe und den Schatten, sehe im Hintergrund die Menge, und es ist, als wären keine Wände mehr und die Menge wachse ins Ungeheure; der dunkle Hintergrund wird zum Tunnel, und immer neue Scharen drängen aus ihm heraus. Schlag mich einer tot, ich weiß nicht, was ich alles gesagt habe. Mitten in meiner Rede habe ich plötzlich die Schluchten von Verdun vor mir gesehen, den Vaur-Teich mit den Tausenden von Toten, die alle heraufkamen und lebendig wurden und zuhörten. Ich weiß nicht, ob ich von jeam gesprochen, ob ich ein ähnliches Bild gemalt habe. Erst als der Beifall den Saal durchgittert und ich wieder auf dem Boden bin, fühle ich meinen Körper wieder und weiß, daß ich geendet habe.

Der Versammlungsleiter eröffnet die Diskussion. Als erster erhält das Wort Gefreiter St i d e l m a n n, der in der Frankfurter Bewegung unvergessen bleiben wird. Hier sah ich ihn zum erstenmal. Ein Hüne, der alle um Haupteslänge überragt. Er springt mit gleichen Füßen auf den Tisch, streckt die Arme aus, will reden und würgt und würgt und bringt keinen Ton heraus. Dann fällt er die Fäuste, der Schaum tritt ihm vor den Mund, seine Augen quellen aus dem Kopf und ein unartikulierter Schrei preßt sich zwischen den Zähnen hervor und der

Nicht dort oben beginnt zu weinen wie ein Kind. Mit dem ersten Schrei, den es angedröhnt, ist der jahrelange Jammer der Unterdrückung und die verleihte Würde eines jeden Menschen hinweggegangen, als sei es das Gejöhne der Millionen Gleichgesinnten gewesen; die Anklage des ganzen Volkes. Alle haben erschüttert dieses stumme Spiel zwischen, dieses Drama. Einige weinen. Mir selbst nicht es fällt über den Rücken. Jetzt, nachdem er innerlich gelöst ist, schreut er Stillschmerz halbe Sätze in den Saal, Kollagen und Rode. Bis es nach einigen Minuten fertig ist. Jetzt wieder tiefe Stille.

Jetzt kommt ein Jüngling. Ein Anhänger der „Unabhängigen Partei“, der nach uns mit einigen Anhängern die Galerie betreten hat. Er schimpft in wilden Tönen auf die alte Partei und bringt tiefe Mißstimmung in die Versammlung. Dann ihm setzt einer meiner Parteigenossen. Der Unabhängige erwidert. Nicht paßt der Esel. Ich hätte nie geglaubt, daß es in einer solchen Stunde Leute gebe, die, statt zur Einigung zu mahnen, auch jetzt noch eine Klust im Haß aufreihen wollen. Ich sehe das Haupt Wirt geführt, der Esel reißt mir in die Kehle. Ein Zuschauer ruft. Er bekennt sich zur „U. S. P.“, will aber jetzt nicht mehr von Parteistreit hören und mahnt zur Versänft. Die Versammlung applaudiert. Der Sprecher von Kerna hat es. Seine Worte geben mir neue Hoffnung. Ich schalte das Schlußwort, achte die Überzeugung des Hauptredners, verlange jedoch, man möge jeden Streit begraden, sonst begehe man ein Verbrechen am Volk. Die Soldaten stimmen freudig zu. Eine einstimmige Wahl wird vorgenommen, am nächsten Morgen sollen im Beisein aller Regimentsangehörigen die Soldatenwahlen endgültig bestimmt werden.

Die Versammlung ist beendet.

Zuerst Fragen werden noch an uns gerichtet; ein Militärbeamter will wissen, ob er morgen noch die Versammlung für die Kluge ausgeben darf.

Als wir die Kasernen verlassen, ziehen die „Unabhängigen“ schweigend hinter uns her. Das war die Soldatenwahl im 1. Kaiserlichen Inf. Regt. Nr. 81.

Die Revolutionsnacht!

Ja, gibt der greise Kuchel die Zelle
Dem Kaiser frei,
Dann sei der Jugend Blut die Hölle
Der Tyrannen!

Georg Herwegh (1841).

Jaeta est alba! Der Würfel ist gefallen!

Das ist die Befreiungsnacht vom 8. auf 9. November 1918. Ringsum lohen die Nachtfeuer der Revolution. Hell erleuchtet sind die Straßen und Plätze der Stadt wie seit vier Jahren nicht mehr. Aufgelöst ist die alte Ordnung. Überall gärt's und brodel't. Es zischt, Blasen steigen auf. Es ist etwas im Werden. Die Brust atmet frei!

11 Uhr abends!

Die Straßen werden nicht leer. Immer neue Scharen ergießen sich in den Bahnhofspatz. Dort steht einer mitten in einem Haufen, er steigt auf den Absatz eines Laternenpfahles, hält sich mit der einen Hand fest und spricht. Leuten, denen man es ansieht, daß sie noch nie im Leben eine Rede gehalten, löst sich die Zunge, und vom Feuer durchglüht, begeistern sie die Menge. Dort hört man den hundertstimmigen Ruf: es lebe die Republik, es lebe die Freiheit, hoch, hoch, hoch, und der Ruf pflanzt sich fort durch die Kaiserstraße und das Echo kommt zurück von der Hauptwache. Die Straßenbahnen sind ungewohnt leer. Eben springt einer ab, mitten in den Haufen hinein und redet. Von der entgegengesetzten Seite her wälzt es sich bataillonsweise, die ganze Straßenbreite füllend. Vornweg zwei Matrosen, Arm in Arm, rechts und links die ganze Reihe angehängt. Soldaten, Arbeiter, Kaufleute, Junge, Alte, dazwischen Frauen, hochrufend und Freiheitslieder singend. Sie kommen von Breungesheim, wo sie Gefangene befreit haben. Manch Unwürdiger ist mit herausgelommen; was gilt's. Es ist auch schon manch Unschuldiger gehängt worden. Der Zug schwillt und schwillt, am Bahnhof hängt sich ein ganzes Regiment an. Drüben spricht wieder einer. Neuer Zutrom. Ein großer Haufe kommt aus dem Bahnhof mit

einem Matrose an der Spitze. Es ist Malang, einer der ersten, die von Kiel genommen waren. Ein Blamard schreiet laut er eine Kaptsache.

Kameraden, wir wollen aus die Freiheit, aber keine Unordnung, und wer plündert, wird erschossen!"

"Bischo!"

Unter Hochrufen wölgt sich der Zug zum Gefängnis in der Hammelstraße. Der Wächter öffnet. Ein Aufseher übergibt Malang die Gefangenenliste.

"Politische Gefangene sind hier keine?"

"Nein!"

"Dann ist's gut! Andere werden nicht freigelassen."

Das Telefon klingelt! Malang nimmt den Hörer ab:

"Wer dort?"

"Hier erster Staatsanwalt. . . . Wir sind heute in der Hammelstraße sammeln sich große Menschenmengen, um die Gefangenen zu befreien. Ein Soldatenschuß, der uns das Zeug nennt, soll der Ausführer sein. Lassen Sie niemand raus."

Hier ist alles in bester Ordnung. Der Staatsanwalt. Diebst werden keine freigelassen. Wir sind der Soldatenrat, Matrose Malang!"

Eine Antwort auf Malang nicht mehr bekommen. Es bleibt totensoll im Apparat.

Weiter geht's zur Hof-Einkaufs-Abteilung in die Landwirtschastliche Halle. In der Mitte steht eine große Tribüne. Malang springt hinauf und redet wieder. Um ihn herum Schreien und Tosen. Jeder protestiert und die Unklarheit löst nichts zu wünschen übrig. Allmählich wird es einem ganz dumm im Schädel.

Häutmann erscheint in großen Schlapphut. In seiner ruhigen und würdigen Art mahnt er zur Ruhe und Ordnung. Ein kleiner Mann unterstützt den Redner. Es gelingt Ruhe zu schaffen und die Anwesenden ordnen sich zu einem Umzug durch die Stadt. Es geht über die Zeit, wobei hier und da eine Zerkerscheibe auf dem Altar der Revolution herben muß. An jeder Straßenecke stehen Menschenhaufen, aus denen ein Sprecher hervortragt. Der Zug schwillt lawinenartig an. Häutmann lenkt ihn zum "Hotel du Nord", wo die "Unabhängigen" tagen. Eine junge Soldaten verschwinden in den Gasthof. An

der Türe steht einer und mahnt zur Geduld, bis die Soldaten wiederkommen. Es wird bekannt, daß drinnen der Arbeiter- und Soldatenrat tagt!

Ein langer, schmaler Unteroffizier von der Glatz fragt: "Wer hat ihn gewählt?" "Die unabhängige Parteileitung" ist die Antwort. Darauf redet der Träger auf die Umstehenden ein. Es gäbe doch auch noch eine große sozialdemokratische Partei. Ob diese nichts mitzuhaben habe. Aus dem Hintergrund ruft einer: "Et geb doch ene! un sag's den!"

Dem langen Klatmenich leuchtet dies ein. Jetzt noch ein Unbekannter, einer aus der großen Masse, sollte sein Name wenige Stunden später in aller Mund sein: Moser!

Drinnen im Saal spricht gerade Dikmann, als Moser eintritt. Der glanzende Organisator und Führer der Frankfurter U. S. P. predigt Organisation und löst vor den Zuhörern die Schönheit der Demokratie und Freiheit erstehen.

Moser verweist auf das Fehlen der Mehrheit sozialisten.

Dikmann: "Die Massen stehen hinter der unabhängigen Partei!"

Moser macht darauf großen Spektakel und spaltet die Versammlung in Zivilisten und Soldaten.

"Wir Soldaten haben mit keiner Partei etwas zu tun. Wir bleiben für uns. Auf, Kameraden, hinaus!"

Die Soldaten verlassen mit Moser den Saal.

Draußen setzt sich wiederum ein Zug in Bewegung. Blühlich schnell der Ruf in die Höhe: "Zum Frankfurter Hof!" Und als sei dies das erlösende Wort, das der ganzen Bewegung Inhalt und Ziel gegeben hätte, schreit alles: "Frankfurter Hof", die Begeisterung löst wieder auf, schneller geht es vorwärts bis zum berühmten Hotel am Kaiserplatz. Die Spitze des Zuges biegt in die Feldmannstraße. Das Portal liegt im Dunkel. Drinnen ertönt die elektrische Schelle. Noch einmal! Ein Portier erscheint und öffnet. Kurze Verhandlung. Die Festung ergibt sich.

Einzug der Spitze!

Zwei Posten werden an die Türe gestellt. Die Masse bleibt draußen. Reinhardt erscheint. Mit Stih

und Dörmel werden die ersten Maßnahmen getroffen. Es werden Leute gebraucht. Ordonnanz, Bereitschaft und Mägen. Matrosen und Soldaten ordnen sich willig an.

Es ist drei Uhr früh.

Truppen in der Stadt ziehen immer noch Scharen anher. Doch es ist ruhiger geworden. Die Rettung der Unabhängigen läßt die Zeitungen befehlen und verliedert die Vorgesetzte. Die Mannschaften der Festhalle schließen sich der Revolution an.

Hell und Sieg!

Sitz und schmerzlos hat sich die Umwälzung vollzogen. Während der brave Bürgermann auf weichem Stuhl sanft in den jungen Tag hineinräumt, ist die Freiheit in die Stadt eingezo-gen. Einige junge Soldaten haben das Rad in der Hand. Noch ist alles im Werden. Hier und da sieht man jedoch eine Insel austreten und wieder verschwinden. Wenn es hell sein wird, und die Bewohner den Schlaf aus den Augen reißen, werden sie sehen, daß die alten Gewalten gestürzt sind und das rote Banner lustig im Winde weht.

Das Revolutionstribunal

Wir schreiben den 11. November 1848.

Die Nacht liegt hinter uns wie ein wilder Traum. Die Arbeit ruht! Wir eilen zur Redaktion und können die Wahrheit nicht lassen. Stiller noch wie sonst ist's auf dem Großen Hirschgraben. In dieser Ruhe liegt Goethes Geburtshaus. Am Eingang zur „Volksstimme“ stehen zwei Soldaten mit Gewehr bei Fuß.

„Halt!“ „Hier darf niemand hinein!“

„Ich bin Redakteur!“

„Gerade Sie nicht!“

„Wer hat den Befehl gegeben?“

„Der Soldatenrat.“

Arbeiter und Angestellte der „Volksstimme“ kommen, sie dürfen das Haus nicht betreten und müssen auf der Straße warten.

Aus dem Hofe kommt einer meiner Kollegen, von einem Soldaten begleitet.

„Wo ist der Soldatenrat?“

„Im Frankfurter Hof!“

„Gehen wir zum Frankfurter Hof!“

An der Ecke laufe ich eine „Frankfurter Zeitung“. Zweites Morgenblatt. Auf der dritten Spalte ist ein großer weißer Fleck. Ich überfliege den Inhalt. Was! Unser Bericht, den wir in der Nacht über die Wahl der Soldatenräte ausgearbeitet und den Zeitungen übergeben hatten, ist herausgestochen. Mir ist alles klar. Hier haben die Unabhängigen ihre Spuren hinterlassen. Es soll niemand wissen, daß die Mehrheitspartei schon am Freitag abend gearbeitet hat.

Den Vollen am Frankfurter Hof nennen wir unsere Namen. Wir werden durchgelassen. Drinnen verlangen wir den Präsidenten zu sprechen.

„Warten Sie hier!“

Wir setzen uns im Schreibzimmer auf ein Sofa und haben Muße, den Betrieb anzusehen.

Wild genug und erschreckend sieht es aus. Infanteristen, Artilleristen und Matrosen wirbeln hintereinander. Alles junge Leute in den zwanziger Jahren.

In der Mitte des Raumes stehen drei Maschinengewehre. Daneben liegt Munition, die durch neuankommende Soldaten ständig vermehrt wird. In allen Ecken stehen kleine Gemehre. Auf den Tischen liegen Revolver aller Kaliber. Nebenan sitzen sieben, acht Infanteristen, mit dem Gewehr im Arm und umgeschlachten Patronentaschen. Sie haben einen großen hohlen Löffel vor sich stehen und füllen sie aus einer mächtigen Kanne mit Kaffee. Zwischen den Löffeln liegen zwei, drei halbe Laib Brot, von denen die Hungerigen mit langen Dolchen diese Schelben abschneiden und mit Karmelade bestreichen. Ich habe seit Freitag selbst nichts gegessen und spüre einen mächtigen Hunger.

„Gut, kann man eine Tasse Kaffee mitrinken?“

„Aber sicher,“ sagt einer im rheinischen Dialekt und nickt mit einer Tasse.

„Schenkt Dir was ein; hier ist auch Brot!“

Ich frühstücke mit und reiche dann Zigaretten herum.

Währenddessen tauchen immer neue Gesichter auf. Wer von draußen kommt, bringt neue Gerüche mit, wer eilends hinausgeht, trägt eine gewisse Miene zur Schau. Gewiß, es sind alles junge Menschen, die aber in der Nacht zu Männern geworden sind. Wo kommen sie nur alle her, die so sicher auftreten? Keiner kennt den anderen und doch reden sie sich alle mit „Du“ an. Jemand etwas hat sie zusammengebracht, das Geschehen der Nacht. Jeder hat irgendwas etwas getan, seinen Teil zum Gange hinzugebracht. Ohne einen Plan und ohne daß einer vom anderen etwas wußte, haben sie doch alle gehandelt, als ginge es um einen einzigen Zentralkern, als hätten sie Befehle aus. Auf jedem Gesicht liegt Stolz und Verantwortungsgefühl. Von keinem gerufen waren sie dennoch alle da, die etwas zu tun und zu raten wußten. Das große Werk hat sie alle zu Herrscher und Diener in einer Person gemacht, hat die verschiedensten Menschen mit den verschiedensten Charakteren und Veranlagungen zu einem einzigen Organismus verbunden. Eben waren sie das Joch des Militarismus los und zu freien Menschen geworden und schon reden sie alle Glieder in der jungen Freiheit. Die besten Fähigkeiten, die sie in den 4½ Jahren nie gebrauchen konnten, jetzt drängen sie

an den Tag, und die ohne Kommando sein Bein vor das andere setzen durften, sie entwickeln fabelhafte Organisationsfähigkeiten und Kenntnisse, die sie weit über ihr Alter hinausheben. Preußischer Militarismus! Verblender! Was hättest Du aus diesem Volk herausgeholt können!

Im Schreibzimmer des Hotels und in den anstoßenden Räumen geht es geschäftig hin und her. Man wähnt sich im Hause eines Generalstabs.

„Reinhardt!“ ruft einer. Der Angeredete wendet sich kurz um. Es ist ein junger Vizefeldwebel der 81er mit zwei Ordensbändern auf der Brust.

„Von Offenbach ist ein Bataillon gegen uns im Anmarsch!“

Alles springt auf und eilt zu den Gewehren. Reinhardt winkt Ruhe! In drei Sätzen hat er seine Anordnungen getroffen: „Die Landstraße wird besetzt. Maschinengewehre gehen mit. Außerdem werden alle Züge von Offenbach im Hauptbahnhof abgefangen.“

Draußen auf der Straße formen sich die Reihen. Einer hat das Kommando. Züge werden eingeteilt, die nach verschiedenen Richtungen abgehen.

Draußen ist es fast leer geworden. Dismann geht auf und ab. Moser rennt an ihm vorbei. Er gibt Befehle und Anordnungen, die scharf und gebunden klingen, die freudig erwartet und noch freudiger ausgeführt werden. Eben erhält Grönte, ein junger Marinebeamter, der schon am Abend in der Kaserne der 81er zugegen war, den Oberbefehl über die Frankfurter Truppen. Von Hanau und Homburg sollen Regimente gegen Frankfurt anmarschieren.

Die Soldaten, die vor wenigen Minuten gegen Offenbach aufgeboden waren, kommen stürmisch zurück und schwingen die Gewehre.

„Patrinenbefehl. Die Offenbacher haben sich der Revolution angeschlossen!“

„Hurra!“

Das geht alles in wenigen Minuten vor sich; schneller als man es erzählen kann. Die Väter rollen vorbei wie in einem Kino.

Eine Viertelstunde ist vergangen; eine halbe. Wir warten noch immer.

Der Vorhang vor dem anstossenden Rauchzimmer weicht langsam ab. Eine Ordonnanz wird durchgelassen. Die Türe öffnet sich spaltbreit, man sieht flukende Helle und die Türe ist wieder zu. Breitbeinig plant sich wieder der Vorhang. Moser tritt heraus, erst etwas in die Halle und verschwindet hastig. Was mag er nur für ein Amt haben? Adjutant? Taktiken müssen wichtige Dinge geladen! Könnte man nur einmal hineinsehen. Dort ragt höher das Revisionstribunal. Man mag gar nicht, nach den geheimnisvollen Räumen zu fragen, die hinter der Türe den Blick entzogen sind. Geduld! Wir werden sie ja sehen. Die Neugierde und ein gewisser Schauer steigen auf. Man erinnert sich an Schilderungen aus der großen französischen Revolution, und malt und malt Bilder.

Das Schien mich zu langweilen. Ich gehe an die Türe heran. Wenn sie sich jetzt öffnet, dann ist vielleicht ein Blick hinein werfen. Jemand klopft mir auf die Schulter.

„Sie sind ein Herr von der „Vollstimme“?“

Ich drehe mich um. Es ist Moser!

Er schließt den Vorhang behutsam und geht mich in das geheimnisvolle Zimmer. Soll hätte ich laut gelacht. Ein riesiger Raum, in dem einige Klubsessel bunt durcheinander stehen. In der Ecke eine Anzahl Kabinen, ganz wie ein Rekrutentempel und darauf stehen in Reih und Glied wie Dreiecksfellen eine Batterie leerer — Sektors wasserfester. Sonst ist es leer im Saal, gähnend leer, keine Menschenseele ist zu sehen. Das war das gefürchtete Revisionstribunal.

Mit kurzen Worten erklärte mir Moser die Lage. Es und Reinhardt seien die Präsidenten. Die Unabhängigen suchten das Heil in die Hand zu bekommen, denn sie hätten „die Revolution gemacht“ und einen Arbeitsplan „gegründet“. Witten im Verhandeln mußten sie jedoch einsehen, daß ihnen jede revolutionäre Macht fehle, die nur die Soldaten befehlen und die sich diese nicht entziehen lassen wollen. Moser beschloß mit noch, er brauche zwei politische Sekretäre. Einen habe er in

dem unabhängigen Genossen Schott. Ob ich der zweite sein wolle?

Von einem Verbot der „Vollstimme“ weiß Moser nichts.

Eine Ordonnanz holt Moser weg. Ich folge in das Schreibzimmer. Dort steht mein Kollege.

Moser erzählt ihm dasselbe wie mir. Wir besatzen uns kurz. Ich bleibe, zünde ein Licht an und errichte mein Bureau an einem von drei Glaswänden begrenzten Schreibplatz.

Die Zensur.

Meine erste Arbeit ist die des Zensors.

Im Vorraum warten Vertreter des „General-Anzeigers“, der „Volkszeitung“ und der „Frankfurter Zeitung“. Es folgt mich Ueberwindung, die Blätter zu zensurieren. Die Männer der Presse drängen jedoch. Es muß sein. Los! Der Herr von der „Volkszeitung“ blättert zuerst an die Reihe zu kommen, der „General-Anzeiger“ sei ohnedies eine schwere Konkurrenz, und wenn die „Volkszeitung“ nicht bald in Druck gelange, könne man sie nicht mehr den auswärtigen Abonnenten zuheften. — Gut!

Ich entschuldige mich zunächst, daß ich den verfluchten Zensor spielen müsse und beehre die Herren, in welchem Sinne ich mein Amt ausüben wolle. Für mich gäbe es nur eins: alles zu tun, um die in zwei Lager gesplittene Arbeiterklasse wieder zusammenzuführen. Deshalb: „alle Nachrichten seit, die aus irgend einem Ort den Zusammenschluß der sozialdemokratischen Parteien melden. Alle gegenteiligen Berichte müssen zunächst unterdrückt werden, damit den Frankfurter Unabhängigen keine Handhabe zur Nachahmung gegeben wird. Ebenso darf nichts über etwa erfolgreiche gegenrevolutionäre Bewegungen in die Presse gelangen, die vielleicht in Frankfurt ähnliche Gelüste und unnützen Blutvergießen zur Folge haben können. Im übrigen drucken Sie was Sie wollen!“

„Volkszeitung“ und besonders der „General-Anzeiger“ schütteln mir gerührt die Hand. So milde haben sie sich die Revolution doch nicht vorgestellt. Besonders der Letzte kann sich gar nicht genug bedanken. Er muß ein besonders schlechtes Gewissen haben und ersucht mich immer noch einmal, ob er das darf und jenes. Der „Volkszeitung“ muß ich allerdings manchen Artikel streichen. Sie lebt noch in der alten Zeit und hat Telegramme, in denen noch von Rieker Majestäten gesprochen und Schauerwägen erzählt werden. Dazwischen liegt jedoch die Nacht vom 8. auf 9. November, was wohl der Kollege übersehen hatte.

Standhaft wie immer bleibt die „Frankfurter Zeitung“. Sie verzichtet lieber auf den gewohnten Leitartikel als sich Vorschriften machen zu lassen.

Auf meinem Platz häufen sich die Telegramme, die Soldaten von der besetzten Post gebracht haben. Ungenügend darf nichts aus Frankfurt hinausgehen; ebensowenig sollen Telegramme ausgetragen werden, die nicht geprüft worden sind. Du lieber Himmel! Wer weiß, was das nicht alles für schreckliche gegenrevolutionäre Aufforderungen sind, wenn ein Ferdinand nach Mainz telegraphiert:

„Sophie erwarte Dich 2 Uhr 40 Bahnhof!“

Oder wenn die Firma Bleidenstein aus Hannover vier Stück Kartun bestellt. Gefährlicher ist schon:

„8415/855 gr. hg. nachschef 2768/11 8 r — atomach 19 = zu dort 1/6616: mit freigabe einverstanden.“

Was mag aber hinter folgendem stecken:

„Zu deinem heutigen wiegenfeste wünsch ich dir das allerbeste, ludolf, kann auch ludolf heißen!“

Was soll man tun? Die militärischen Drahtrichtungen bleiben vorläufig zurück, die von Privatpersonen gehen weiter. Soll die Revolution ein Straßglück zerstören und Ferdinand vergebens auf seine Sophie warten lassen? Und daß Sophie ein Maikunengewehr sei, ist kaum anzunehmen.

Der neue Polizeipräsident.

Röser: „In fünf Minuten mußt Du mir vier Vorschläge gegeben haben.“

Der Polizeipräsident ist nachsichtig. Er weigert sich, in den Dienst der Revolution zu treten. Man machen wir zu seinem Nachfolger!“

Der Oberbürgermeister kommt. Was soll mit ihm geschehen?

Wie lösen wir die Ernährungsfrage?

Wer übernimmt das Rößsche Telegraphenbureau?“

Ein Bekannter laucht neben mir auf.

„Holen Sie sofort Singheim, Gräß und Wendel!“

Einem früheren Vorgesetzten am mit, Leiter der Vagareille des XVIII. A. A., schide ich meine Assistenten und bitte ihn, in den Frankfurter Hof zu kommen.

Es ist 8 Uhr früh.

Der allgewaltige Polizeipräsident Rög v. Scheurn schloß sich unter Bewachung in einem Hotelzimmer des Hauses.

Mittlerweile erscheint der Oberbürgermeister. Wir verhandeln mit ihm. Er erklärt sich bereit, die Geschäfte der Stadt weiterzuführen. Ebenso bürgt er für seine Beamten.

Der Vorstand der Vagareilleabteilung kommt. Er ist als vortrefflicher Organisator bekannt und beruht in der Lebensmittelversorgung. Er selbst kann das schwierige Amt nicht übernehmen. Dafür stellt er seinen ersten Beamten, Herrn Stauß, zur Verfügung. Und während sich vor dem Hotel die Menschen häufen, das Haus selbst voll Soldaten und Zivilisten wimmelt, die wie ein Bienenschwarm durcheinander summen, während immer neue Munitionsmengen herangebracht werden, Befehle durch die Luft schwirren, Wachen ermüdet in die Sessel fallen, Abisungen gesucht werden und aufmarschieren, dort am Tische Verhandlungen gepflogen, und hier und da, und dieser eine Meldung bringt und jener auf Antwort wartet und Telephone klingen und von draußen die Masse der Menge eindringen, die Ankunft des stellvertretenden Hauptkommandos angezeigt und mitten

in all dem Lärm und Treiben die wichtigsten Köpfe verteilt und in drei, vier Minuten besetzt werden, hat Röser mit den Lebensmittelverteilern an einem Tisch, der wie eine Insel im brandenden Meer erscheint, und regelt die Verpflegung der Stadt und der Garnison.

Wendel erscheint, dem das Rößsche Telegraphenbureau übertragen wird. Gräß kommt eine Viertelstunde zu spät; er wäre sonst Oberbürgermeister geworden. In der Ecke sitzt ein Polizeiuspektor und wartet auf Auskunft, was die Schutzmannschaft tun soll. Neben mir entsteht ein langer Schall. Es ist Singheim. Er ist aus dem Bett geholt worden.

„Wollen Sie das Polizeipräsidium übernehmen?“

„Gewiß!“

„Röser, hier ist Genosse Dr. Singheim, er soll Polizeipräsident werden!“

„Sehr schön, Herr Doktor!“

Röser schreibt schnell den Ausweis. Singheim steuert ihn in die Westentasche, stürmt fort, setzt sich in die Straßenbahn, fährt für zehn Pfennig zum Präsidium und übernimmt die Geschäfte.

Zum Polizeiuspektor in der Ecke:

„Herr Inspektor, gehen Sie, bitte, zum Präsidium, dort erhalten Sie Auskunft vom neuen Polizeipräsidenten Dr. Singheim!“

Auf der Straße.

Ein Verkehr wie an einem Festtag der Friedenszeit! Unaufhörlich flüßt es hin und her. Die Bürgersteige sind von den Menschen überschwemmt. Sie können den Strom nicht mehr lassen, der sich über den Fahrdamm ergießt. Arbeiter, die von auswärts in die Fabriken kommen, tragen ihre blauen Kappen in der Hand und den gefüllten Brotbettel. Heute gibt es keinen Hunger. Die Freude macht überhast. Dort zieht ein Trupp Junger mit einer roten Fahne, tollhast begückt. Es ist eine herzliche Freude in den Menschen. Sie schreiten leichter dahin. Der Fuß federt. Die Luft ist leicht und frisch. Man atmet wohlwillig. Die Stadt und die Häuser und die Menschen haben ein ganz anderes Aussehen. Es liegt wieder ein Plan und ein Ziel in der Arbeit und selbst im Nichtstun, das als eine Aufgabe erscheint am den Beginn des neuen Werkes.

Die ersten Bekanntmachungen erscheinen. Begierig liest sich alles drauf und steht: einmal, zweimal, dreimal.

Die Buchstaben prägen sich fest ins Gehirn. Jawohl, es ist kein Traum, es ist wahr. Fiktionsgeschäfer zerstören die Abwandlung der Hohenzollern. Wie ein fauler Wein mault die Nachwelt an: „Jekt, wo es froh sein muß, leben zu dürfen!“

Immer lebhafter, immer bewegter und immer lebendiger wird es auf den Straßen. Das mag und wiegt wie sanfte Wellen. Matrosen steht man. Hunderte eilen hinter ihnen drein. Gibt es denn noch jemand, der kein Sozialdemokrat ist?

Am lustigsten sind die Soldaten. Sie schenken dem im Arm einher. Grinsen keinen Offizier mehr, und weihen allzuthand Altorien. Der Bahnhof ist über und über gefüllt mit Durck- und Abreisenden. Man sieht einen Wachmann mehr mit Helm und Blechhelm. Der Seiteneingang für Soldaten ist aufgehoben. Weit geöffnet sind alle Türen und kein Posten verweilt mehr die Soldaten auf Umwege. Ueber der Eingangsporte wehen zwei rote Fahnen.

An jedem Bahnsteig stehen Soldaten mit Gewehren, den Lauf nach unten. Wer hat sie hingestellt? Niemand weiß es. Doch wie Klischee lauern und spähen sie nach den einfahrenden Zügen. Ein Offizier kommt! Gleich ist er umstellt. Als könnte es in seinem Reifebefehl, hält er stumm eine Schulter nach der anderen hin, wie Soldaten kürzen sich zwei Soldaten mit ihren Taschenmessern auf die Achselfüße, ritisch-ratsch — ah, Bitte schön! Der Offizier steckt die Rangabzeichen in die Manteltasche, nimmt seinen Koffer und geht. An den Schultern zeugen die absteigenden Reihfäden von der schon stattgefundenen Hinrichtung. Und das geht alles ohne ein Wort und mit der größten Höflichkeit und Hunderte von Männern und Frauen sehen und staunen.

Die Kaiserstraße speit immer mehr Massen in den Bahnhofspalay. Im Zirkus Schumann ist die angekündigte Versammlung der sozialdemokratischen Partei. Vom Balkon spricht einer zu den vielen Hunderten, die drinnen keinen Platz gefunden haben. Hochrufe schallen und übertönen das Rollen der Straßenbahn.

Unser Auto bahnt sich nur unter größten Mühen und im Schnedengang durch. Ich fahre mit Reinhardt zum Garnisonlazarett. Geschlechtstrante irren dort ausgebrochen. Wir finden den Chefarzt in heller Verzweiflung. Die Kranken wollen nicht mehr gehorchen und entlassen sein. Verschiedene haben sich mit Waffen ausgerüstet. Von Zimmer zu Zimmer schreiten wir mit den Ärzten, deren Autorität neu aufzurichten. Mahnen, belehren und schimpfen und stellen die Ordnung wieder her. Freiwillig werden die Revolver und Gewehre herausgegeben; wir verweisen alle Wünsche an die Vertrauensleute, die gewählt werden sollen. Befriedigt fahren wir weg zum Städtischen Krankenhaus. Hier geht alles seinen gewohnten Gang. Die Landsturmwache tut ihren Dienst als wäre nichts geschehen. Hunderte von Fragen werden gestellt und beantwortet. Die Ärzte bedanken sich.

Die 63er wissen noch nicht, was sie tun sollen. Die Matrosen sind im Kasernenhof versammelt. Schott und Malang stehen vor der Front. Malang hat den Kuratier im Anschlag. Der Kommandeur verlangt von dem Matrosen die Waffe. Ein kritischer Augenblick.

„Die Waffe gehört mir. Sie können Sie nehmen lassen und ich werde sterben. Vorher aber ist der eine Beleg, der ausreicht!“

„Lassen Sie mich zu den Mannschaften reden!“
Schott und Malang sprechen. Die Soldaten sind gemotet. Die Offiziere beugen sich den Tatsachen. Das Artillerie-Erschattungs-Jahres hat der Revolution an.

Eine Station weiter. Guttenhof. Hier sind von Unberechnigten vier Schafe und zwei Hühner geholt worden. Wir befehlen den Verwalter und die landwirtschaftlichen Arbeiter, sich jedem Raub zu widersetzen. Keiner hat Recht oder Auftrag, Vieh zu holen. Eine Woche mit Maschinengewehren wird hier einmarschieren.

Allmählich wird es uns kalt. Wir haben weder Mantel noch Kopfbedeckung bei uns. Einsteigen! Der Kraftwagen jault davon. Wieder in der Stadt! Noch mehr Menschen. Das meiste Gedränge herrscht um den Frankfurter Hof. Distanzen wartet ein Berg von Arbeit. Sinein!

Im Frankfurter Hof

Rundum die Straßen angepörrt; Soldaten, die die Hungerigen wegdrängen, die ununterbrochen am Reaktions-, ehemals Kaiserplatz, hin- und herlaufen, Taxiantos und Personentraktwagen, jede Minute zur Abfahrt bereit; zwei Maschinengewehre am Eingang in die Bethmannstraße, daneben Munitionskisten; einige Dugend Kinder, Männer und Frauen, die Einlass begehren und von den Posten nach ihren Wünschen gefragt werden: das ist das Bild vor dem Hauptquartier des Soldatenrates. Ein Türflügel wird aufgerissen, ein Soldat häutet heraus, springt in einen Wagen, der Führer turbell an, der Motor arbeitet, aus dem Ausblaser kommt eine weiße Rauchwolke, das Auto ist verschwunden.

Im Empfangsraum des Hotels wirbeln die Menschen durcheinander. In den Nischen sitzen Soldaten und Anwälte und verhandeln in Hast und Drang. Bürger in Pelzmänteln und in Arbeiterkitteln; Offiziere stellen sich höflichst einem Gefreiten vor; dort am kleinen Tisch sitzen Redakteure, Arbeiterführer und Parlamentarier, die erregt beraten, einer davon wird weggerufen, noch einer, die Gruppe löst sich auf, verschwindet und findet sich nach einiger Zeit in einer anderen Ecke wieder. Ein Unteroffizier stürzt an einen Tisch, ihm folgt ein Artillerist, der Unteroffizier unterschreibt mit Bleistift einen Zettel, der Soldat nimmt ihn eiligst und jagt davon. Mitten im Gang stehen diskutierende Gruppen, Frauen, die in weinerlichem Ton sprechen, hier flüstert einer dem anderen etwas ins Ohr, ein Vorstandsmitglied wird sichtbar, alles stürzt auf ihn zu, er drängt sich hindurch, sucht jemand, antwortet auf zwei Dugend Fragen, die gleichzeitig an ihn gerichtet sind, jetzt erwischt er jemand, den er schon lange gesucht, reißt ihn fort und im Gehen gibt er ihm eine Anweisung. Matrosen mit Waffen kommen eilends aus dem Hintergrund und drängen zum Ausgang. Maschinengewehre werden hinausgeschleppt, am Westhafen sind Minderer, fort, fort. Draußen rattert ein Kraftwagen davon, die Rufenbänder flattern und die Scheiben zittern! Einen Augenblick ist es still im Vor-

raum des Hotels, dann beginnt der Tanz von neuem. Es ist als wäre ein Pfeil auf das schnelle Sprechen gestoßen. Unabhörlich hallt es aus der Telefongentrale: „Hier Soldatenrat.“

Vom Hofmarkt verlangt Schepeler militärischen Schutz, die Menge stürmt ihm den Lohr.

Im Hauptbahnhof werden sofort zehn Soldaten gebraucht.

„Wie lange haben die Soldaten Ausgang?“

Ein Grenadierdepot will unverzüglich zwei Maschinengewehre.

Eine Wache ruft nach Ablösung, sie tut schon 16 Stunden Dienst.

Ein Mitglied des Kistenauslasses wird von vier verschiedenen Stellen gleichzeitig gewünscht.

Ein Hamsterher aus dem Westend erbittet für heute noch zwei Posten vor sein Hamster.

Ein Bauerrat aus dem Westend benötigt eine halbe Kompanie. Der Rat ist mit Totschlag bedroht worden.

Leipzig fragt, ob Frankfurt Verbindung mit der Schweiz habe.

In Kesselbach ist das Munitiondepot unbewacht. Ein Gefangenenerlager befehlet Murren und will sofort Wache.

Ob Julia zwei Autos haben kann?

Im Güterbahnhof liegen drei Waggon Mehl, die verschoben werden sollen.

In der Schützengasse ist eingebrochen worden.

Herr Soundso wünscht einen Vah nach Holland.

Geldwünsche aus Stuttgart!

Worm aus Berlin!

Ein Knochensäger will wissen, wie lange die Theater geöffnet seien?

Herr Sommer fragt, ob er heute abend bis zehn Uhr ausgehen darf, seine Tante habe Geburtstag?

„Hier Nachschichtnamt!“

„Hier Polizeivordium.“

„Hier General-Anzeiger.“

„Hat der Soldatenrat heute Sitzung?“

Und so geht es fort von früh bis spät und von spät bis früh. „Kasine drei,“ „Kasine eins,“ „nein hier,“

„Sie nicht, Herr Müller wird verlangt“ und es ist ein ununterbrochenes Laufen und Stillstehen zum Telefon, ein Rufen und Fragen und Bitten und Klagen, daß es einem um und dumm wird.

Nebenan im Schreibstimmer liegen und sitzen und stehen die Wachmannschaften, die Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kommen. In einem anderen Saal werden Straßenausweise ausgestellt und die Schreiber können sich der Hunderte von Personen kaum erwehren. Studenten erscheinen mit Couleurbändern und bieten ihre Dienste an. Ärzte, Kaufleute, Doctoren, Arbeiter, Professoren, Frauen, Soldaten, Dichter und Schauspieler. Alle mit Ratschlägen und Wünschen und Beschwerden. Die noch vor drei Tagen Hurra geschrien haben, sind aber Nacht überzeugte Sozialisten geworden. Der will sich an der Arbeit beteiligen und jener, und keiner läßt sich abweisen. Ein künftiger erster Viehhüter eines Theaters hat die Freude an seinem Beruf verloren und will sich „voll und ganz“ der Revolution widmen. Ein Hamsterer will eine Fahrterlaubnis nach Würzburg, damit er dort seine zwei Gänse holen kann. Vom Magistrat, Kohlenstelle, kommt ein Eilbrief „an einen hochwichtigen Soldatenrat“. Ein Schriftsteller bittet um Erlaubnis zur Herausgabe einer „ganz neuen“ Zeitschrift. Wieder einer hat seinen Beruf an den Nagel gehängt, um Geheimpolizist zu werden. Ein Heringsbändler denunziert einen Konkurrenten, der seinen Laden länger aufhalte, als es die Polizei erlaube. Sattler suchen mit dem frommsten und unschuldigsten Gesicht der Welt Genehmigungen zu erschwandeln und laden mit einer Tafel Schokolade. Ein fünfzehnjähriger mutwilliger „Hilfsdienstarbeiter“ kommt weinend, zerrissen und zerlumpt aus dem Elend und schreit nach seiner Mutter in Berlin. Etwa zehn Menschen aber stehen ungeduldet, voll Ruhe und Würde in der Sturmflut, sehen und staunen: Hotelgäste, die die Revolution überrascht und keinen Augenblick aus dem Gleise geworfen hat.

Jetzt wird es im Speisezimmer lebendig. Mit seinem Gutschein, ohne den der Kellner kein Essen verabfolgt, legt jeder die Hast und Eile beiseite. Zwanzig Minuten Erholung! Erledigte Sachen werden noch einmal geprüft und besprochen; den vor der Türe stehenden Schwierig-

Letzten die Spligen abgetragen. Wagnier, „der kleine Reichsminister“, hat endlich den Bahnhofskommandanten getroffen, Lieutenant Ficht, mit dem feinen, ganz und gar unpreussischen Charakterkopf. Da kommt Dahleheim, der seine Worte jedesmal auf der Zunge wiegt, ehe er sie ausspricht. Dort wird eine Unterschrift vollzogen, hier ist eine Gruppe, die sich über Revolution und Kunst streitet. Die Wortführer sind Dr. Klotke, der leider zu früh gestorbene, glühende Idealist und Dr. Einstein, der es beim Revolutionsausbruch im Lazarett nicht mehr aushielt, nach Frankfurt lief und die Presseabteilung übernahm. Die Telephonordnung ruft einen zum Fernsprecher, andere kommen dafür. Krieger, Matrosen, Zivilisten. Gefangene Franzosen aus dem Lager Darmstadt erscheinen. Sie werden als Gäste des Soldatenrates bewirtet und sollen sich von der deutschen Umwälzung überzeugen.

Aus dem Zimmer nebenan klingt Klavier und Gesang. Es sind die Matrosen. Mitten in die Seemannsrunde plätscht ein Alarm: im Hufsch sind sie an den Gewehren und fort!

In den oberen Stadwerken wird's lebendig. Die Bureaus und Sitzungsräume füllen sich wieder. Hunderte von Soldaten drängen sich davor. Der will Auskunft, jener Verpflegung, der einen Fahrschein, dieser fordert ungestüm sofort entlassen zu werden; Beschwerden, Fragen, Wichtiges und Kleinigkeiten, so geht es unaufhörlich bis in die Nacht.

Ein Fabrikant: „Soll ich die fertigen Zünder absenden und am Heeresmaterial weiterarbeiten lassen?“

Der Direktor einer Maschinenfabrik: „Die Eisenbahn will mir keine Wagen stellen!“

Ein Maschinenheizer, der mit seinen Arbeitgebern im Streik lebt, will das Feuer in den Kesseln ausblasen, was ihm der Soldatenrat schriftlich genehmigen soll.

In den schnell hergerichteten Kanzleien wird telephoniert, beraten, diktiert, telephoniert und wieder beraten. Es gibt für alle Vorgänge keine Regeln und keine Schablonen und doch soll alles schnell und gut erledigt werden. Maschinenschreiberinnen müssen herbei und sie werden mit ihren Schreibmaschinen im Auto von den bisherigen Arbeitsstätten geholt. Neue Regierungserlässe,

Heeresverordnungen sollen befolgt, Entscheidungen getroffen werden, vor denen hundert Geheimräte voll Angst zurückgewichen wären. Zahlmeister wollen die Soldaten nicht mehr lohnen, vom Kriegsministerium ist keine Anweisung zu erhalten, Fachmänner müssen kommen, noch eine Autorität, es wird beraten, beschlossen, umgesehen und wieder beraten. Deutsche Gewissenhaftigkeit und alter Pöpel feiern Triumphe und doch muß ein Weg gefunden werden und wenn noch hundert ebenso wichtige Dinge hinterher jagen.

In der Stadt macht sich beim Hinführer manche Zipselmücke lustig über den Herrn Soldatenrat, die nicht wußte, daß hundert Köpfe und tausend Arme für ihr Wohl arbeiteten. Für wie viele hat es eine Woche lang keinen Schlaf gegeben? Und wir haben manchen gesehen, dessen Nerven zusammenbrachen und mehr als ein Soldat fiel mitten im Sprechen in einen Sessel, schlief zehn Minuten, sprang wieder hoch, als habe ihn jemand gestochen, nahm sein Gewehr und ging wieder auf Patrouille.

Zwei Uhr nachts.

Unaufhörlich meldet der Fernsprecher, unaufhörlich dreht sich im Vorraum der Windfang. Ein ununterbrochenes Gehen und Kommen von Wachen und Boten. Gestalten huschen über die Teppiche der oberen Gänge und verschwinden in den Schlafzimmern. Beim schwachen Lichtschimmer sieht man unausgekleidete Menschen auf den Betten liegen, die sich flüsternd unterhalten. Es wird leise geklopft.

„Das ist für mich.“

Es springt einer auf und eilt fort und kommt nicht wieder.

Hier hört man lautes Schnarchen. Daneben diktiert einer einem Schreiber ein Telegramm:

Die Bahnstationen der Umgegend dürfen morgen keine Fahrkarten nach Frankfurt ausgeben. Zugzug fernhalten. Sofort zur Linienkommandantur.

Endlich! Ruhe! Nein! Revolution!

„Moser, ich muß schlafen!“

„Ist das Telegramm an Eisner abgegangen?“

„Ans Telephon!“

In drei Stunden ist es wieder Tag!

Feindliche Brüder.

Der Soldatenrat arbeitet.

Rätiger als das Brot ist jedoch ein Arbeiterrat. Der kann zusammen nicht kommen. Die Unabhängigen sagen: wir haben die Revolution „gemacht“ und hinter uns stehen die Massen. Also soll sich der Arbeiterrat zusammen setzen aus sieben Unabhängigen und zwei Mehrheitssozialisten. Die sind damit nicht einverstanden und wollen ebenfalls soviel Sessel und Stimmen als die andere Partei. Die Unabhängigen weigern sich. Es wird verhandelt. Sie bleiben halbschlafig. Ein Bäckertöchter, der in der Revolutionsnacht in die Partei Hugo Dittmann eingetreten ist, erzählt Samstag vormittags: „Ich verheße Ihre Gründe vollkommen, die zur Eile drängen, wir können aber nicht von anderen Forderungen abgehen, denn ich spreche aus der Seele des unabhängigen Arbeiters.“ Den Unabhängigen fehlt es aber an der Macht, sie müssen verhandeln. Eden haben sie etwas nachgegeben, in der nächsten Stunde ist die Einigung wieder aus dem Bein. Der Friedensvertrag wird von einer „höheren“ Stelle nicht anerkannt.

Der Samstag geht hin. Immer noch nichts. Es wird beraten und gestritten und beraten. Die beiden Parteien unter sich und dann wieder zusammen.

Abends 9 Uhr! Im großen Saal des Frankfurter Hofes tagt die Vollversammlung des Soldatenrates. In einem Nebenzimmer sitzen die beiden Parteien. Die Unabhängigen wollen nicht. Einzelne von ihnen, die gerne möchten, dürfen nicht.

Ein Bote meldet: die Reichshaut wird geplündert. Schnell zwei Kaskanten hin mit Maschinengewehren.

Ich gehe mit der Nachricht in die Soldatenversammlung und schildere unsere schwere Lage, die wir doch nicht mehr meistern können, wenn uns nicht ein Arbeiterrat die Hülfschäfte abnimmt. Die Vertreter der beiden sozialistischen Parteien sitzen unten und können sich nicht einigen, weil die einen mehr Macht haben wollen, als die anderen. Stürmische Entrüstung bei den Soldaten. Zwei Minuten später geht dieses einstimmig beschlossene Ulli-

matum an die streitenden Brüder: „Wenn sich die beiden Parteien innerhalb zehn Minuten nicht geriert haben, daß jede gleichviel Stimmen im Arbeiterrat erhält, wird der Soldatenrat so lange die unumschränkte Gewalt übernehmen, bis der Zusammenschluß der Arbeiter über die Köpfe der Führer hinweg vollzogen ist.“

Fünf Minuten später hat Frankfurt einen Arbeiter- rat, zusammengesetzt aus sieben Mehrheitssozialisten und sieben Unabhängigen.

Roser schleift mich in ein leeres Zimmer und tanzt mit mir in der Stube herum. Gleich darauf bringt der Postbote folgendes Telegramm von München:

Einigung der Arbeiterschaft auf revolutionärer Grundlage unter allen Umständen notwendig. Persönliche Unversöhnlichkeit muß im Interesse einer kriegreichen Revolution unbedingt ausgeschaltet sein. Es lebe die soziale Republik.

Der Ministerpräsident des Volksstaates Bayern.

Kurt Eisner.

Es war die Antwort auf einen Fernspruch an den bayerischen Ministerpräsidenten, der von uns als Schiedsrichter angerufen worden war.

Zwei Tage später telegraphiert ein Mitglied der U. S. P. an einen Berliner Spartakusführer:

„Verbürgerlichung der Frankfurter Revolution droht. Fehlt an radikalen Führern. Bitte, sofort kommen.“

A u f s L a n d !

Sonntag ist's.

Wirklich, haben wir heute erst den zweiten Revolutionstag? Uns dünkt's, als wären es zwei Jahre. Um zehn Uhr ist die Lage äußerst kritisch. Halten wir es aus? Ueberall her werden Plünderungen gemeldet. Die Wagen sind gar nicht alle aufzutreiben. Zum Glück sind die meisten Gerüchte übertrieben und falsch. Mittags gegen zwei Uhr erscheinen Genossen aus Offenbach, die nach Darmstadt wollen, den Großherzog abzusetzen. Sie brauchen ein Automobil. Gleichzeitig treiben zwei Bekannte aus der Umgegend ein, die mich an eine Volksversammlung erinnern, die um vier Uhr stattfindet und zu der ich schon vor acht Tagen als Referent zugesagt habe. Die beiden lassen mich keine Minute aus dem Auge. Ich kann sie nicht abhimmeln.

Drei Uhr.

Die Offenbacher warten immer noch. Düwells, der Führer der Kraftwagenabteilung, muß zwei Automobile besorgen. Endlich!

Die Hessen fahren ab.

Wir in den anderen Wagen. Ein baumlanger Infanterist mit Gewehr setzt sich zum Chauffeur. Der muß erst Gas ablassen, damit die umstehende Menge Platz macht. Rtt! Fort geht es. Ueber den Bahnhofsplatz zur Mainzer Landstraße. Fleißig klappert das rote Zahnrad am Motor. Nied! Höch! Die Landorte! Ueberall das gleiche Bild. Fenster werden aufgerissen, Hände winken. Erstaunte Bürgermienen, frohe Arbeiter. Kinder jubeln uns nach. In der Luft liegt etwas Neues, etwas Befreiendes. Zwei-, dreimal fliegen uns Steine nach. Einmal müssen wir halten und Wasser füllen. Aus den Wirtshäusern kommen die Leute, aus den Hofstötten, wollen hören und sehen. Glodenschlag vier fahren wir in das Hostor des Versammlungslokales.

Wir werden sehnlich erwartet. Bis auf die Treppe stehen die Besucher. Mit Mühe schaffen wir uns unter Hochrufen der Anwesenden zur Bühne. Schnell haben

die sozialistischen Parteien geeint. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung.

Stille!

Wir sprechen von dem Kriegselend, der Schuld der herrschenden Klassen, dem Eroberungswahn und dem militärischen Zusammenbruch, dem die Revolution und die Befreiung des Volkes gefolgt sind. Die Ereignisse der vergangenen Tage und Stunden ziehen vorüber. Das große Ziel zeigt sich, der Sozialismus und die Erlösung. Unten lauscht die Menge andächtig, die Augen glänzen und die Wangen leuchten. Es ist, als stiegen die Hörer zum erstenmal in einen Aufzug, der sie in die Höhe führt. Manchmal geht es zu schnell, sie brauchen einen Augenblick Ruhe, sich zu sammeln. Dann bricht stürmischer Beifall aus, der zur Pause zwingt. Weiter! Alte Arbeiter, die jahrzehntelang in der sozialdemokratischen Partei unter den widrigsten Umständen, gegen Haß, Verachtung und Polizeigeist gekämpft und gelitten haben, diese Alten wischen verstoßen an den Augen. Es ist die schönste Stunde ihres Lebens! Man muß sich bezwingen und darf nicht hinschauen! Und jetzt der Schluß und alle Gefühle lösen sich im Beifall. Ein Arbeiter- und Bauernrat wird gewählt. Später bewegt sich ein Demonstrationszug durch das Städtchen.

Unten rattert schon wieder unser Wagen.

Richtung Frankfurt.

Unterwegs überrascht uns die Nacht. Die Laternen brennen nicht. Langsam müssen wir weiterfahren. Kurz nach sechs sind wir wieder im Frankfurter Hof. Es kostet Mühe, sich in der Arbeit zurecht zu finden. In drei Stunden hat sich das ganze Bild verschoben. Wenn Kriegsjahre doppelt gelten, zählen Revolutionsstunden hundertfach.

Im Namen des Volkes!

Montag früh. Von der Unlöslichkeit weht die rote Flagge. Der Senat hat sich feierlich versammelt und empfängt den Volkspräsidenten, der ihn also anredet:

„Wer jemals auf deutschen Universitäten gewirkt hat, verzitt über Hallen mit Ehrfurcht. Auf ihnen soll das Schicksal gepflegt werden, das des Menschen Leben durchdringen kann: Geist und Menschlichkeit. Auch die Vertreter der Revolution sind und bleiben von dieser Ehrfurcht erfüllt. Sie wissen, daß alle äußeren Veränderungen in Staat und Gesellschaft nur dann wahrhaften Wert haben, wenn der Geist lebendig bleibt!“

Wenn ich daher im Namen und im Auftrag des Arbeiter- und Soldatenrats zu Frankfurt a. M. zu Ihnen komme, um auch Sie, meine Herren, zu ersuchen, sich den Anordnungen der Revolutionsregierung zu unterstellen, so geschieht dies nicht, um Ihnen Zwang und Unterdrückung zu bringen. Im Gegenteil, was ich Ihnen zu bringen beabsichtige, sind jene Güter, die Sie heute noch nicht in vollem Maße haben und die Sie jetzt erst recht gewinnen sollen im neuen Staat, dessen Fahne über uns weht. Diese Güter heißen: Freiheit und Vertrauen.

Gerade, meine Herren, wir bringen Ihnen die Freiheit der Wissenschaft, denn diese Freiheit besitzen Sie noch nicht. Der alte Geist des Obrigkeitsstaates, der nun zertrümmert am Boden liegt, wollte es nicht dulden, daß die freie Gesinnung und das freie Wort Geltung haben sollten. Er hat einmal nur solche Gesinnungen und Anschauungen gewollt, die seinem Machtbedürfnis entsprachen, und er dummte den freien Geist auch von der Stätte, die allein der freien Forschung dienen soll. Von heute ab ist in dieser Stätte Raum für jede freie Überzeugung und für jeden überzeugungsstreuen Charakter, mag er ganz rechts oder ganz links stehen. Wir wollen Ihnen das Vertrauen geben, daß Sie diesen freien Geist und diese Gesinnungsreinheit pflegen. Ohne volles Vertrauen ist geistiges Schaffen nicht möglich. Wir haben das Vertrauen in die

Entwicklung der Wahrheit. Wir fürchten die Wahrheit nicht. Wir wissen, daß je näher wir der Wahrheit kommen und je tiefer das Sentiment des Forschers gerichtet wird, desto größer die Macht unserer Sache und die Gewalt unserer Bewegung werden wird. Dienen Sie der Wahrheit! Dienen Sie sonst niemandem! Das ist das einzige, was wir im Dienste unserer Sache von Ihnen, meine Herren, fordern.

Wenn dieser Geist der Freiheit und des Vertrauens lebendig sein wird, so können wir hoffen, daß uns auch wieder eine neue Geisteskultur erwachsen wird. Wir brauchen neue freie Menschen, Menschen mit Charakter und starker Innerlichkeit. Wir brauchen schöpferische Menschen, die keinen Lippendienst tun, keiner äußeren Autorität unterworfen sind, die nur sich selbst gehorchen, in denen die Idee glüht und nach Geltung ringt. Wir brauchen Menschen, die sich selbst verantwortlich fühlen und den höchsten Mut betätigen, unter allen Umständen sich selbst treu zu bleiben. Diese Menschen fehlen in unserem Volke. Der alte Obrigkeitsstaat hat sie getötet. Unsere Niederlage hat in dieser Schuld ihre letzte Ursache. Wir büßen es, daß wir nur an die äußeren Güter gedacht haben, an Technik und Wirtschaft, den Aufbau des inneren, des freien, schöpferischen Menschen aber elend vernachlässigt haben. Ein Volk kann nur mit lebendigen Quellen in sich bestehen. Lebendige Quellen sind aber nur freie Menschen, die Mut und Schöpferkraft haben. Laßt uns diese Quellen wiedergewinnen! Dann wird auch unser Volk wieder eine neue Stellung in der Menschheit erlangen. Die Welt wartet auf uns und braucht uns. Der neue freie deutsche Mann mit Befehl und Entschlossenheit, mit Geist und Güte — dazu verhelfe uns der Geist der Universalität, dafür stärkt sie der Geist der Revolution.

So lange Sie diesen Geist pflegen, meine Herren, haben Sie von der Revolution nichts zu fürchten. Ich habe meine Aufgabe erfüllt, indem ich mich zurückziehe, um Sie frei und vertrauensvoll der Erfüllung Ihrer Aufgabe zu überlassen.“

Die Worte des Sprechers werden in feierlicher Stille angehört. Kurze Beratung des Senats. Der Rektor

erklärt, daß wie alle Behörden der Revolutionsregierung zu unterstellen, wenn die Verfreiheit gewahrt bleibe.

In der Vorhalle sind die Studenten versammelt. Einzelner erhofft von ihrem jugendlichen Geist revolutionäre Gesinnungsgemeinschaft, denn Revolution und Jugend gehören zusammen. Eine neue Zeit der Jugend sei angebrochen.

Die Studenten widersprechen laut. Sie dringen auf den Redner ein und wollen ihn niederschreien. In der akademischen Jugend von Frankfurt sitzt noch tief das reaktionäre Blut. Offenbar ist ein Teil der Studenten auch deshalb erregt, weil der Polizeipräsident scharfe Worte gegen das Korpsstudententum gebraucht und das Tragen von Farben und den Zweikampf während der Revolution verboten hat. Der Auftritt in der Vorhalle der Universität ist eine der unliebsamsten Erscheinungen während der Revolutionszeit.

Von der Universität begibt sich Einzelner zum Justizgebäude, um auch die Gerichtsbehörden der Revolution zu unterstellen. Befriedigende Erklärungen werden abgegeben. Man ist sich einig, daß das bestehende Recht, soweit nicht begründete Eingriffe erfolgt sind, überall zur Geltung gebracht werden muß. Doch das Recht wird nicht mehr im Namen des Königs, nur noch im Namen des Gesetzes gesprochen werden! Lautlos ist auch hier der alte Königs- und Kaisergedanke verschwunden. Der Umsturz wird hingenommen, wie das Wirken eines Naturgesetzes. Im Namen des Volkes!

In der Stadtverordnetenversammlung gibt es lange Gespräche. Ein Vertreter des A. u. S.-Rates erscheint und verlangt die Anerkennung der Räte als höchste Vertretung der Stadt, unter deren Kontrolle Magistrat und Beamten zu arbeiten haben. Der Ältestenaußschuß zieht sich zurück, kommt nach einigen Minuten wieder und verhandelt die Kapitulation. In der Frühe des nächsten Tages hieß der Pförtner des Rathauses über dem Römer, in dem Kaiser ihre Kronen empfangen haben, das Banner der internationalen Sozialdemokratie.

Am Abend treten im Schauspielhaus und in der Oper, bevor sich der Vorhang hebt, je ein Soldat mit roter Armbinde vor die Rampe und verkünden den Anbruch der neuen Zeit.

Eine stürmische Sitzung.

Um sechs Uhr soll die Vollversammlung der Soldatenräte beginnen. Langsam finden sich die Vertrauensleute der Truppenteile und Lazarette, der Intendantur, des Generalkommandos und der anderen militärischen Abteilungen ein.

6¼! Noch sind es erst ein paar Duzend von einigen Hundert. Am Eingang zum Saal steht ein Posten, der die Ausweise prüft. Mächtig füllen sich die Reihen. In den Gängen stehen Gruppen, die sich unterhalten. Kanoniere, Gefreite, ein Leutnant, Offiziersstellvertreter, ein Musketier in der Mitte, der eindringlich redet, ein Lazarettbeamter, Unteroffiziere und Mannschaften, LandsturMLEUTE in langen Bärten, junge Feuerköpfe, Kraftfahrer alles bunt durcheinander. Im Gespräch hört man den Beruf des einen oder anderen heraus: Arbeiter, Landwirt, Kaufmann, Handwerker, ein Rechtsanwalt, ein Schuhmacher. In allen aber zittert noch der Groll gegen das alte Zwangssystem und Mißtrauen gegen jeden Antrag, der beraten werden soll, ist das Kennzeichen der Stimmung. Als könnte sich irgend ein alter, verhaßter Zustand wieder einschleichen.

6½ Uhr! Der „Mähterauschuß“ hat den Anfang auf sieben Uhr verschoben. Kein Unwille! Im Gegenteil. Man kann noch eine halbe Stunde Meinungen austauschen und Material sammeln.

Laut schwirren die Stimmen durcheinander. Platz nehmen. Zwei Vorstandsmitglieder erscheinen auf der Bühne. Ein Klingelzeichen. Harris eröffnet.

Die Tagesordnung ist kurz. Desto länger die Debatten. Die guten Redner sprechen von der Bühne herunter. Jeder will das Beste und alle finden sie Beifall. Die nicht gewöhnt sind, öffentlich zu reden, geben ihre Ansicht vom Sitzplatz kund. Thormann, der nie gehändigte Zwischenrufer, feiert Triumphe. Zum sechsten Male nimmt er jetzt das Wort und beantragt, den Missetäter zu verhaften. Das wirkt wie eine Bombe! Duzende wenden sich zum Wort. Vier, fünf sprechen zu gleicher Zeit.

In den Gängen entstehen streitende Gruppen. Die Köpfe werden rot. Von der Bühne bimmelt die Schelle fort und laut. Vergebens! Die Unruhe wächst. Drei Mann melden sich zur Geschäftsordnung. K r e m j e r wird gerufen. Er hat stets das Ohr der Versammlung. In seiner ruhigen Art gibt er Auskunft. Der Ton seiner harmonischen Stimme wirkt wie Öl auf die wilden Wogen. Alles ist besänftigt.

Zehn Uhr! Der Redestrom läßt nicht nach. Wieder eine Anklage. Diesmal gilt es den obersiehenden Präsidenten. Man wirft ihnen Diktatur vor, eigenmächtiges Treiben. Der Konflikt verschärft sich. Moser und Reinhardt müssen herbei. Ehe sie da sind, ist ihnen das Vertrauen entzogen. Jetzt kommen die beiden. Sie verteidigen sich. Im Saal sind die Meinungen geteilt. Die Opposition läßt nicht loder. Vorstandsmitglieder nähren sie. Diesmal ist es ernst. Es droht ein Ausbruch. Die Angegriffenen legen ihre Hemter nieder und verlassen den Saal. Sie wollen kein Jaulapfel sein. Inzwischen haben sich die Vertreter der Matrosen eingefunden. Ihnen gefällt der „Bureaucratismus“ des Achterauschusses schon lange nicht. Als Träger der Revolution, die in den letzten Tagen fast allein die Sicherheit der Stadt gewährleistet haben, fühlen sich die Seeleute benachteiligt, daß sie nichts im Vorstand zu sagen haben. Moser hat ihr volles Vertrauen besessen. Der soll jetzt weg! Die Leute von Kiel wollen es nicht dulden. Einer mit dem Gesicht des fliegenden Holländers geht suchend, die Hand am Revolver, auf der Bühne umher. Alles ist aufgesprungen. Am Eingang entsteht ein Tumult. Bewaffnete Matrosen haben den Sitzungsaal und das ganze Hotel umstellt. Palastrevolution! Die Versammlung ist kopflos geworden. Der Vorstand billigt den „Auftändischen“ zwei Vertreter in seinen Reihen zu und verspricht, die anderen Wünsche zu erfüllen. Der ganze Auftritt wird als Regie von Moser bezeichnet. Drohungen werden laut. „Verhaften!“ „Erschießen!“

Moser wirft sich in Zivil und verschwindet.

Als ich eine Stunde später ins „Hauptquartier“ zurückkomme, und man mir eben die Vorgänge geschildert hat, meldet mir einer: „Moser läßt grüßen, er ist mit dem Nacht Schnellzug nach Berlin abgefahren.“

Damit endete eine Diktatur, die notwendig und dennoch keine Alleinherrschaft war. Denn es sind in der Tat nicht mehr als vier Leute gewesen, die in den ersten Tagen das Geschick und die Tatkraft, das Vertrauen und die notwendige Liebe der wenigen Wachmannschaften besaßen, um die Revolution und die Stadt glücklich um alle Klippen herumzuschiffen. Später konnte die ruhige, organisatorische Arbeit des dann erweiterten Vorstandes beginnen, der schwere und gute Arbeit vollbrachte, die oft den Schein der Bureaucratie hatte. Die hell lobenden Klammern waren erloschen; ruhige Glut mußte bleiben.

Revolutionspost.

„Es muß sofort jemand nach Berlin!“ „Mit der Bahn? Unter Umständen dreißig Stunden im kalten Eisenbahnwagen stehend?“ „Kann man nicht hinfliegen?“ „Sicher,“ sagt ein von der Front gekommener junger Kampfflieger. „Gut! Fliegen wir!“

Eulerflugplatz, Fliegerweiler, aber kalt. Es mangelt an warmen Bekleidungsstücken. Zum Glück finden sich für mich ein Paar Handschuhe, ein Kopfschüler und ein Schal, die ein anderer Flieger auf dem Startplatz zurückgelassen hat. Sie werden rasch angetriert und eine Verkleidung zurückgelassen, was sie genommen. Pelzschuhe, gestützte Knie, Kappe, Brille und Hose haben wir; fehlt die Orientierungskarte, die wir durch einen Eisenbahnplan, entnommen aus einem am Bahnhof gekauften Kursbuch, ersetzen. Nun aber los. Die D. F. W.-Maschine wartet geduldig auf dem grünen Rasen, und die tausend geheimen Kräfte, die sie birgt, sind nur zu ahnen. Da steht der Riesenvogel und harret des Druckes, der ihn seiner Fesseln entledigt. Ein alter, sturmerprobter Gefelle! Wird er uns glücklich zum Ziel bringen, oder ist er falsch und heimtückisch? Sein Körper ist mit vielen Narben und Wunden bedeckt. Hier ein Pflaster, dort ein Erschütterungsmittel mitten auf der Brust, das sich durch seine fleisch gestrichene Farbe deutlich vom alten Rumpf abhebt. Doch hier, da, dort, hier wieder, an den Flügeln, am Motor, am Gestänge, zehn, zwanzig und noch mehr kleine Kreise in den Farben der Trikolore, mit der Aufschrift: 11. 3. 18! Es sind die Durchschläge von Gewehrkugeln. Wo war der Kampf? An der Somme, in der Champagne, bei Verdun? Wo war es? Wer war es, der in dieser Maschine um sein Leben rang? Lebt er noch, oder wurde der Luftwagen zu seinem Sarg, der ihn zur Erde fuhr?

Inzwischen haben die Monteure den Kessel mit heißem Wasser und die Reservetanks mit Betriebsstoff gefüllt. Aus fünf, sechs Röhren tropft jetzt Benzin und Wasser zur Erde. Der Flugzeugführer prüft noch einmal alle Hebel, gleitet mit der Hand über den Rücken

des Flugzeuges, wie man einem Pferde den Hals streichelt, setzt die Brille auf, schnallt den Riemen der Pelzklappe unter das Kinn und steigt ein. Auch der Beobachter ist fertig. Er dreht den Propeller einmal um. „Frei!“ „Frei!“ wiederholt der Führer. Ein Mädchen lacht. Noch einmal wird der Propeller angezogen. „Frei!“ Ein Flügel Schlag. Schneller! Der Motor atmet, wirkt, arbeitet, ruhig, sicher, gleichmäßig. Der Propeller rast um seine Achse, wilder, immer wilder, man sieht nur noch seinen Schatten. Er faucht den Wind zum Sturm, man muß sich festhalten, um nicht weggetrieben zu werden. Das Gras auf dem Rasen flattert und wirbelt; Papiersephen, die steif auf dem Boden gelegen, gehen hoch wie Luftballone. Der Beobachter schreit mir zu: „Einschießen!“ Die vorherige Freude weicht einem Herzklopfen. Kein Besinnen. Ich klettere hinauf und steige in den kleinen Beobachtungsposten, der Beobachter hinter mir her. Die Wasserträger ziehen die Hemmschraube fort, das Flugzeug nimmt einen Anlauf, es rast über den holprigen Platz, und unausgesehrt, spürt man die Schollen, über die die Räder hüpfen. In der nächsten Sekunde ist das Stoßen vorbei, ein sanftes Wiegen und Schaukeln, es ist, als hätte man plötzlich alle Last verloren, und selbst die eigene Schwere ist aufgehoben. Ein kurzer Schreck — wir fliegen. Wir fliegen, jubelt es dann, wir fliegen! Es hebt, hebt, hinan schwebt der Vogel, höher, höher, hoch und frei! Der Schreck von Sekunden ist verflogen, und ein beseligendes Gefühl durchzieht wärmend alle Glieder. Jetzt kommt die Lust des Schauens. Das Auge geht zuerst nach allen Seiten, in die Höhe und trinkt den blauen Aether, der sich über uns wie ein seidener Schleier wölbt. Nach unten! Es stockt der Atem. Siehe, da liegt die Stadt mit ihrem Meer von Häusern. Ein wundervolles Bild von nie geträumter Schönheit. Das Straßengewirr, das ein Fremder nicht entziffern kann, von oben löst es sich wie eine Gleichung, deren Größen allen bekannt sind. Ein silbernes Band, der Main, zerlegt das Bild in zwei Teile. Weiß leuchten die breiten Fahrinnen der Zeil und der Kaiserstraße mit den Querbäumen, wie Taunusanlage, Neue Mainzer und Schillerstraße. Dazwischen die grünen Anlagen und die schwarzen Flecke des Dächergewirres. Da ist der

Hauptbahnhof mit seinem großen freien Platz, auf dem die Massen der Straßenbahn und der Lichtanlagen wie Jäger in die Höhe ragen. An der Hauptwache wimmelt es von schwarzen Punkten: die Menschen, die wie Tintenflecke hin- und herwogen. Dort die Oper, die man in die Hand nehmen und zerdrücken könnte, die Börse, das Schauspielhaus, die Hauptpost. Höher kreist die Maschine. Die Stadt wird kleiner, wird zum Schachbrett. Der Main ist nur noch eine feine Linie, die Straßen werden zu dünnen Maschen eines Netzes. Tiefer! Das Panorama wird deutlicher und lebhafter. Die Brücken tauchen wieder auf. Matrosen winken herauf, wir umkreisen den Frankfurter Hof, noch einmal saugt das Auge die ausgebreitete Schönheit, der Führer steuert höher, wir streben den Main hinauf, hinter uns zurück bleibt Frankfurt. Landschaftsbilder kommen; stets neue und stets neue Pracht. Es ist, als blieben wir in der Luft stehen und die Erde ließe unter uns weg. So haben sich die Alten die Ordnung im Kreis der Planeten vorgestellt: die Erde ist der Mittelpunkt der Welt; Sonne, Mond und Sterne sind ihre Diener. Jetzt versteht man, wie schmerzhaft den Menschen die Erkenntnis eines Kopernikus gewesen sein muß. — Hanau—Fulda—Eisenach. Keine Rast, vorwärts, immer weiter. Wir fliegen in tausend Meter Höhe. Wollust schlängelt sich durch die Glieder. Das Geräusch des Motors und das Surren des Propellers ist verstummt, übergegangen in eine gleichmäßig tönende Sinfonie. Es ist ein ununterbrochener Gesang, der uns durch die Lüfte begleitet. Unwillkürlich singt man mit, das ganze Sein, was in uns lebt und webt ist Melodie geworden. Ich glaube, daß ich selbst meine Aufträge, die ich im Geist wiederhole, gesungen habe. So ziehen wir über den Thüringer Wald, der tief unter uns liegt. Einsam und allein, verlassen von allen Menschen, unser Leben in der Hand einer Maschine, die sicher und ruhig pocht wie ein Menschenherz. Ueber Täler geht es und Höhen, dort liegt die Wartburg im Sonnenglanz des Herbsttages. Jetzt wirft eine Wolke lange Schatten und trübt den Blick. Hindurch. Szenenwechsel! Braune Erde, ein Landmann geht hinter einem Pflug, ein Weib streut Samen über das Feld. Landstraßen mit Bäumen bepflanzt, ein Bach, ein Dorf. Furchen und Wiesen, alles

wie mit einem Lineal gezogen und rechtwinklig abgegrenzt . . .

Der Motor singt seine Pieder. Unser Auge ist trunken vom Schauen. Wir fliegen dahin. Keine menschliche Stimme dringt an unser Ohr. Klein wie ein Spielzeug liegt das Land unter uns. Vergessen sind alle Kämpfe und Mühen des Tages. Vergessen ist Krieg, vergessen die Revolution. Winzig und lächerlich erscheint der Aufruhr und Streit der Menschen. Wie gewaltig ist die Welt und wie armselig das Raffen und Gieren der Geschöpfe. Millionen schlagen sich tot, Millionen hungern und darben — für was, für wen? Warum kann man sie nicht alle einmal in unsere einsame Höhe führen und hinunterblicken lassen? . . . Abwärts! Kleiner werden wir, größer die Erde, noch tiefer, wir spüren einen Druck, fühlen unser Gewicht, das Flugzeug hüpfet über den Boden. Halt! Wir sind auf einer Wiese, dicht bei einem Gutshof gelandet. Russische Kriegsgefangene kommen gesprungen, Kinder und Frauen eilen in Scharen herbei. Drüben liegt das Dorf Wutha bei Gotha. Unser Führer ist vor Kälte erstarrt. Wir müssen uns wärmen. Der Gutsbesitzer kommt in langen Reitstiefeln und lädt uns zum Mittagbrot. Freundlicher Empfang im Hause, warmes, reichhaltiges Essen und gute Unterhaltung. Wir sind froh, wieder unter Menschen zu sein. Unser Beruf ist dennoch die Erde! Die zuvorkommende Hausfrau versorgt uns noch mit Brot und Äpfeln und sie ist beglückt, daß wir ihr einen Brief an ihre Schwester in Berlin mitnehmen.

Unsere Wirte begleiten uns zur Maschine. Abschied. Einsteigen. Der Motor macht jede weitere Verständigung unmöglich. Kurzer Anlauf, wir steigen, winken zurück. Höher hinauf; schon winkt Gotha. Wir suchen den Flugplatz, vom Hauptgebäude flattert die rote Fahne. Hinunter, Landung. Die Behälter werden mit Benzin gefüllt. Vom Soldatenrat lassen wir uns noch eine gute Flugkarte Gotha—Berlin geben und wieder streben wir hoch und vorwärts in der Richtung Berlin. Nach zwei Stunden taucht die Hauptstadt auf, wir suchen die Endstation Johannistal. Es ist dunkel geworden. Wir signalisieren uns durch Leuchtraketen, von unten antwortet es zurück. Stopp! Am Ziel!

Berlin! Wir können es kaum abwarten, bis das Auto erscheint, das uns zur Stadt bringen soll. Endlich haben wir sie erreicht. Am Anhalter Bahnhof steigen wir aus. Hunderte von Droschken, Wagen und Karren aller Art stehen dort mit den sonderbarsten Gespannen, die die hoch gepackten und beladenen Soldaten aufnehmen, die von einem anderen Bahnhof in die Heimat oder zum Ersatztruppenteil fahren. Ein Jahrmarktsbild sondergleichen, wie man es nur bei den früheren Pferdemarkten finden konnte. Man wähnt sich in einem Zigeunerlager, das umringt ist von halbnackten Buben und Mädchen. An der Peripherie schleichen zweifelhafte Frauen umher, gefolgt von schlendernden Burschen und Männern, die scheel nach dem Soldatengepäck schauen. „Noch ein Mann zum Stettiner!“ schreit ein Ekelstischer. Es melden sich aber drei. Sie finden alle drei Platz, wie eine Pyramide bauen sie ihre Tornister auf den schwerbeladenen Karren, setzen sich selber oben auf und fort geht es. Hinterdrein springt noch ein Kavalerist, schleudert im Bogen seinen Rucksack hinauf, oben fängt ihn einer auf. Nebenher trottet der Nachzügler. Von der Revolution merkt man im Straßenbild wenig oder nichts. Eine Matrosenpatrouille, ein Auto mit einer roten Fahne, Soldaten mit weißen Armbinden und roten Kotarden. Mehr nicht! In den großen Lokalen drängen sich die Tausende wie sonst, Musik schmettert, Berliner Witze kreischen in die Luft, Kellner empfangen ihre Trinkgelber. Wieder auf der Straße. Die Litfahsäulen sprechen deutlicher. Bekanntmachungen des A. u. S.-Rates. „Vollversammlung im Zirkus Busch!“ „An das deutsche Volk! — Ebert und Haase.“ „Es lebe die Freiheit! — Richard Müller — Mollenbuhr.“ Ein Bürger bietet 1000 Mark Belohnung, wer ihm den Denunzianten nennt, der das Gerücht ausgesprengt, aus dem Hause Nr. 3 Unter den Linden sei auf die Soldaten geschossen worden. Ein anderer sucht Diebe, die bei ihm eingebrochen haben. Daneben Zusammenkunft von Künstlern, Kinoplatate, Passalle im Film, Theaterzettel, Versammlung der Spartakusleute! Zeitungsverkäufer rufen den neuen „Abend-Vorwärts“ aus, „Die rote Fahne“, „Die Freiheit!“

Im Abgeordnetenhaus tagt der Soldatentat. An den Garderobeständen sind noch die alten Namen zu lesen: „Freiherr von Zedlig“, „v. Bolko“, „Dr. Arendt“, „Graf Moltke“, „v. Kardorff“, „v. Puttkamer“, „Graf Zinkenstein“. Namen aus vorintusitigen Zeiten. An den Haltern aber hängen Hüte und Ueberröde und Militärmäntel, die auf Namen wie Müller, Kanonier Meier und Mandel schließen lassen. Eine einzige Nacht hat den ganzen alten Plunder hinweggesetzt und im Ministeraal der Erlauchten aus den ostpreussischen Schlössern sitzen die Proletarier aus Berlin SW., Friedenau oder Rixdorf, die stundenlang debattieren und über die Geschichte Deutschlands beraten. An den Türen stehen noch die alten, ehrwürdigen Wörtner mit weißen Binden und rotbeslagenen Schwarzröden. Dann und wann vergessen sich die Diener und machen ihre gewohnten Verbeugungen, was unwillkürlich zum Lachen reizt.

Nachts ein Uhr! Wir gehen zum Schloß. Die Straßen sind totenstill. Friedrich der Große steht einsam auf seinem hohen Sockel. Auf der Kommandantur, vom Schloß und allen anderen öffentlichen Gebäuden flattert die rote Fahne. Posten in Pelzmänteln mit der Zigarette im Mund gehen auf und ab. Am Marstallgebäude und am Dom sieht man deutlich Beschädigungen durch die Maschinengewehrflugeln, deren Einschläge eine weiße Borde im schwarzen Gemäuer zeichnen. Im Marstall haben die Matrosen ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die Ablösung schläft in den Pferdeställen. Die prächtigen Schabracken dienen als Schlafdecken. Unermüdlich versehen die Seelente den Wachdienst, wie sie es von ihrer harten Dienstzeit auf den Schiffen gewohnt sind. Wir werden mit Zigaretten versorgt und Kaffee aus der Feldküche und bekommen ein Lager. Sorgfältig legt uns der Wachthabende noch eine Decke über.

Sonntagmorgen! Neun Uhr! Die Straßen sind noch menschenleer. Im Reichskanzlerpalais warten wir auf die Volksbeauftragten. Am Telefonkalender lesen wir noch in vergilbter Schrift Namen wie: Wahnschaffe, v. Simjon. Andere sind weiß überklebt mit Zetteln, darauf mit tiefschwarzer Tinte geschrieben steht: Göhre, Barth, Scheidemann, oder Dittmann. Als erster erscheint Baate, groß, schlank, im weißen Haar. Inzwischen ist

Ebert gekommen. Wir sitzen in den „geheiligten“ Räumen eines Bülow. Ebert ist ein anderer geworden. Tiefe Furchen durchziehen sein Gesicht. Er spricht leise, und die dicken Teppiche dämpfen noch den Ton. Was er sagt, klingt energisch, bestimmt, hoffnungsvoll. Mit herzlichem Handedruck verabschiedet er uns, geleitet uns an die Türe und wünscht gesunde Heimkehr. Das war der ehemalige Sattler!

Eine andere Türe öffnet sich: Moser! Es ist ein freudiges Wiedersehen!

Landsberg spricht mit feiner Ironie von der Feigheit des Bürgertums und entwirft den Plan zu einer Satire. Im Kriegsministerium treffen wir Göhre. Ein Kriegsminister in Zivil. Auch er ist voll Spott über die aufdringlichen Bürgerlichen, von denen selbst Grafen versichern, daß sie schon zehn Jahre Demokraten seien „mit stark sozialistischem Einschlag“. Eine neue Welt bestimmt uns, als wir auf Göhres Geheiß von einem Major zum Kraftwagen gebracht werden und zum Flugplatz zurückkehren. Punkt zwölf Uhr starten wir. Ein Uhr dreißig Minuten Gotha; Benzinstation. 2 Uhr 45 sitzen wir bei unserem Gutsbesitzer zu Tisch und bringen ihm die Grüße seiner Berliner Verwandten. 3 Uhr 40 Aufstieg, 5 Uhr 10 Frankfurt, Eulerflugplatz. Das war die erste deutsche Lustpost der Revolution! Heil!

Eine Sitzung des Arbeiterrats.*)

Das akademische Viertel gilt hier nicht. Es wird halb, auch dreiviertel, ehe der Rat beginnt. Langsam füllt sich der Saal. Das „vornehmste“ Frankfurter Lokal wurde der Bürgeraal des neuen Rathauses genannt? Ausdruck der Kultur Frankfurts im 20. Jahrhundert? Armes Bürgertum, wenn die Kunst und Architektur dieses Saales wirklich deiner Seele Spiegel ist, du tannst uns Leid tun. Prunkvoll-prozig, überladen und vertischelt, keine ruhige Linie, kein fester Punkt, alles zittert und schwankt, ein Stiel erdrückt das andere, tausend Einzelheiten drängen sich vor und keine kommt zur Geltung, bis zur Decke hinauf Verschwendung gebiegenen Materials und doch kein solider Zug im Ganzen. Riesige Bilder an den Wänden, die das Deutschland von Königgrätz und Sedan in einer Linie preisen wollen mit dem Deutschland von Weimar, Werke eines aufgeklärten Obskuranten, der weder Hengst noch Stute und sich begeistert allzugleich für Sophokles und die Knute — und über dem allen eine Decke, die einem mit ihrem unmöglichen gipsernen Schnidschnad auf die Nerven geht — das ist der Rahmen für Frankfurts neue „höchste Instanz“.

Ein Glück, daß die Füllung dieses Rahmens ruhiger und würdiger ist. Auf breitem Podium hat die Preservative Platz genommen. Ganz neue und ganz alte Gesichter in bunter Mischung. Der schneidige Brennecke und der sanfte Hüttmann, Lang, der Philosoph, Wittreich, der Patriarch und in der Mitte der herbstlichen Köpfe eine kaum aufgeblühte Knospe, Toni Sender, das „Kind der Revolution“, nennt sie einmal ein Zwischenruf.

Mit geschäftlichen Mitteilungen beginnt die Beratung, Klagen über revolutionäre Geburtswehen folgen, Klagen über unverständliches Festhalten an überlebten Formen, Uebergriffe von Unternehmern und höheren Beamten, Versicherungen, daß die ganze Arbeiterschaft

*) Für dieses Kapitel danke ich meinem Kollegen D. Quint, der es geschrieben. D. B.

ohne Richtungsunterschied bereit sei, die Beschlüsse des Arbeiterrats durchzuführen und zu verteidigen. Dann wird die Berichterstattung über den Rätekongreß in Berlin fortgesetzt, die in einer früheren Sitzung begonnen hatte. Aber die Aufmerksamkeit ist nicht mehr dieselbe, wie in der vorigen Sitzung. Einige der Räte verlassen ihre Plätze, gehen nach dem Treppenhaus, kehren wieder zurück, besprechen sich mit ihren Nachbarn, erst leise, dann lauter. „Sie kommen!“ höre ich einen sagen. Auf der Treppe erschallen feste Tritte, am Saaleingang rufen die Türhüter: „Zuhörer müssen auf der Galerie Platz nehmen.“ Protestrufe, Tumult. Dann wieder Geklapper gemagelter Schuhe auf den Treppen, lauter, stärker, die Tür zur Galerie wird aufgerissen und im Nu füllt sich der Zuhörerraum mit einer Kopf an Kopf gedrängten Menge. Im nächsten Augenblick zeigt die „Kaiserloge“ das gleiche Bild — des Volkes Majestät hat sie mit Beschlag belegt. Räteversammlung oder Nationalversammlung? sollte das Hauptthema der heutigen Beratung sein. Aber ein dritter Hauptfaktor revolutionären Geschehens hat die Tagesordnung abgeseht: Vertreter der Arbeitslosen begehren Einlaß und weil die Zuhörerplätze restlos besetzt und bestetzt sind — „Bitte, gehen Sie doch von den Stühlen herunter!“ ruft Bernard, während er die Präsidentenglocke schwingt —, da drängen die Hunderte, die noch draußen stehen, in den Saal und unterstreichen eine Petition, die zur sofortigen Beratung eingereicht wird: Höhere Unterstützungslöhne für die Arbeitslosen! Durchsuchung der Lebensmittelverstecke und Kohlenställe! Verbot der Mietssteigerungen! Sozialisierung der Betriebe!

„Die Exekutive wird Ihre Forderungen beraten!“ versichert das Präsidium. „Wir haben zunächst erst einen Bericht über den Berliner Rätekongreß zu erledigen.“

„Ach, das waren doch bloß die Totengräber der Revolution!“ ruft D i k m a n n dazwischen, „beratet über das Leben der Arbeiter!“

Mehr und immer mehr Volk erfüllt den Saal. Große Plakate werden sichtbar: „Arbeiter, wacht auf!“ „Nieder mit Ebert-Scheidemann!“ „Durchsucht die Hamsterkeller.“ Und ein junger Burdsche mit einer roten Fahne drängt sich noch dazwischen, erklettert das Standbild des alten

Wilhelm und setzt sich ihm rittlings auf den Hals — — und immer wieder und immer lauter ertönt der Ruf: „Sofort, sofort unsere Forderungen beraten!“

Im hungrigen Magen nur Eingang finden,
Suppenlogis mit Knödelgründen
Und Argumente von Rinderbraten
Begleitet mit Göttinger Wurstzitatzen.

Der hohe Rat in seiner augenscheinlichen Ratlosigkeit verhandelt, sucht zu überreden. Wieviel hat er nicht schon durch Ueberreden erreicht? Wie manche Gefahr hat er schon in aller Stille, ohne damit in der Öffentlichkeit zu prunken, von Frankfurt abgewendet. Auch jetzt gelingt es ihm wieder, die Wogen zu glätten. Die Kommission der Arbeitslosen soll sofort mit den Räten und städtischen Organen in Verhandlung treten. Der Zwischenfall ist — vorläufig erledigt. „Umwert mer komme wieder!“ rufen die Abziehenden.

Und geräuschvoll, wie sie kamen, verlassen die Arbeitslosen wieder den Saal, um sich zu einem Zuge zu formieren. Und ruhig, als ob kein Zwischenfall sie gestört hätte, fahren die Räte in der Tagesordnung fort, während draußen in schwerem Takt die Arbeitslosen die Straße füllen. Es ist i h r e Straße, „denn sie haben sie gebaut“. Aber nicht alle scheinen das zu sein, was man „Massenbewußt“ nennt, denn nicht die Marseillaise und nicht den Sozialistenmarsch hört man als Begleitmusik zum Takt ihrer Tritte, nein: sie singen:

Wie ein stolzer Adler
Schwingt sich auf das Lied . . .

Heimkehr.

Der Massenstillstand ist geschlossen. Millionen deutscher Truppen wachen sich der Heimat an. Frankfurt ist Knotenpunkt der Durchgangsstraßen. Wie wird das Heer zurückkommen? In Ordnung oder aufgelöst? Können wir die Armeen verpflegen? Wie denkt das Heer über die Heimat? Droht uns eine Gegenrevolution? Vange Sorgen sind dies. Von der Front dringen gute und schlimme Nachrichten herein. Der Rückzug gleicht einem wohl vorbereiteten Vormarsch. Seit Wochen aber sind die Truppen ohne Festung und Nachricht. Sie haben keine Vorstellung von dem, was sich in der Heimat ereignet und neu gebildet hat. Zehntausende kommen täglich durch den Hauptbahnhof. Die Höchstziffer ist an einem Tag 80 000 Mann. Vom 18. November bis 10. Dezember werden 2 Millionen Soldaten in Frankfurt verplegt; ein Teil davon hat hier übernachtet. Darunter befinden sich 500 000 Gefangene.

Die V. Armee mit dem General v. d. Marwitz nähert sich. Konferenzen mit dem General in Kreuznach. Anrufe werden versandt, Flugblätter gedruckt und Redner den Truppen entgegengeschickt. Es zeigt sich, daß die heimkehrenden Soldaten voll Mißtrauen erfüllt sind. Aufklärung tut not. Auf in die Ruhequartiere! In Automobilen dringen wir vor. Auf den Landstraßen ist es nur schwer voran zu kommen. Kompagnie hinter Kompagnie. Kolonnen, Artillerie mit Geschützen und Wagenpark, Marschenderwagen, Feldküchen, Maschinen-gewehrabteilungen, lahme Pferde und Menschen, Sanitätswagen und der ganze Troß und Stab, den die Regimenter mit sich führen. Alles wird mit Flugblättern überschwemmt und mit Heißhunger verschlingen die Truppen im Gehen und Fahren den Inhalt. Ein Kompagnieführer läßt seine Leute mitten auf der Landstraße halten. Er verliest den Inhalt des Flugblattes und bringt ein Hoch auf die Republik aus. Nicht so mit anderen Offizieren und auch Mannschaften, die immer noch glauben, die Soldatenräte seien die Dillaberger, die nie im Felde gewesen wären. In den Ruhequartieren sammeln wir

Korporalschaften um uns und sprechen zu ihnen. Sie und da gelingt sogar eine richtige Versammlung in einem Saal. Diskussionen beginnen. Mancher drückt uns leuchtenden Auges die Hand und ein Batterieführer will sogar einem Gefreiten „drei Tage“ geben, weil dieser von seinem Freund, dem Soldatenrat, spricht.

Am 2. Dezember trifft die Spitze der Armee Marwitz in Frankfurt ein. Die ganze Stadt rüstet zur Feier. Zehntausende säumen die Straßen. Am Opernplatz ist der Empfang. Vom Soldatenrat begrüßt Müller den General und die Truppen. Die Glocken läuten, Fahnen winken von allen Dächern, Girlanden grüßen und unter dem unendlichen Jubel der Bevölkerung geht der Zug durch die Stadt. Da ist kein Fenster leer und keine Hand, die nicht irgend eine Gabe den Heimkehrenden zuwirft. Mit Blumen geschmückt, Kinder auf den Proben, so ziehen sie daher und wenn auch die Reihen geschlossen sind, große Lücken sehen wir. Wo sind die Hunderttausende, die mit euch ausgezogen voll Kraft und Mannesstärke? Wir sehen Verdun und die Champagne, die Sommeebene und die Höhen an der Aisne; die Mühen und Leiden, die Sehnsucht und die Hoffnungen von vier Jahren. Wir sehen das Elend und die Massengräber und vor uns erheben sich noch einmal die Hunderte, neben denen wir geschritten und die dahingefunken sind; die Tausende von Unbekannten, an deren Kreuz wir vorbeimarschierten, und das wir stets grüßten wie einen alten Bekannten. Der Jubel und das Rufen kann die Stille nicht übertönen, die uns anhaucht und viel lauter spricht als Glockentöne und Böllerschüsse. Und alles zusammen vermischt sich zu dem großen, furchtbaren Unglück, das Deutschland getroffen hat. Und wir sehen viele, die sich tränenden Auges umdrehen und fortschleichen.

Köpfe.

Moser.

Student der Staatswissenschaften, Sohn eines Fabrikbesizers aus Görlitz. Als Sekundaner versucht er schon seine Klassenkameraden von der Wahrheit des Sozialismus zu überzeugen. Im Felde hat er Kant, Schopenhauer, Hegel, Goethe, Darwin und Haedel im Tornister. Am 8. November will er von Freiburg, wo sein Ersatzbataillon steht, nach Berlin. In Frankfurt macht er eine Zwischenlandung, sieht bemagte Volksmengen, der Revolutionsgeist überschattet ihn und er hält an einer Straßenecke eine Rede. Drei Stunden später ist der Durchreisende das Haupt der Frankfurter Revolution und bis zum nächsten Morgen liegt das Geschick der Stadt in seiner Hand. Seine Kunst ist die der Ueberredung, und mit seinem eleganten, gütigen und vornehmen Wesen bändigt er die Wildesten und es ist, als hätten sich alle Revolutionäre in ihn verliebt. Sein Befehl ist jedem heilig. Die Matrosen haben sich dem Studenten mit Haut und Haaren ergeben und sie hüten ihn, wie ihren Augapfel. All seine Anordnungen sind großzügig und weitspannend und weil er kein Philister und kein Bureaukrat ist, bieten seine Maßnahmen für Leider gute Angriffspunkte. Am Tage nach seinem Sturz lag es wie Mehltau über dem Frankfurter Hof und vergebens lauschte man nach dem Glodenton seiner Stimme. Als Diplomat wird er eine Zukunft haben, denn er ist noch nicht alt: 21 Jahre und sechs Monate!

Die Matrosen.

Ehedem waren „unsre Klausen“ die Lieblinge der Allduisschen und Oberlehrer. Jede höhere Tochter hatte ein Bild der „Kläse“ oder einer U-Boot-Mannschaft neben dem ersten Liebhaber des Stadttheaters liegen, die nur der besten Freundin gezeigt wurden. Heute gründen Freikrämer und andere Damen einen Verein gegen die

Matrosenkleider. Eine bürgerliche Zeitung für Heimarbeiterinnen schreibt: Neunzehntel der Matrosen seien der Abschaum der Menschheit gewesen, die unsere Front von hinten erdolcht hätten.

Wir wissen, daß sie vier, sieben und noch mehr Jahre nicht über Partettglanzböden, sondern über raue Schiffsdiele geschlidert sind. Ihr Lager war die Hängematte und kein Daunenbett; ihr Dienst der schwerste von allen. Sturm und Wetter haben ihnen Mut und Ausdauer, das weite Meer und die ständigen Gefahren Freiheitsdurst und Freundschaft verliehen. Vom ersten Tag der Revolution standen sie auf dem Posten, Schlaf haben sie nicht gekannt, und wenn sie 36 Stunden ein Proviantamt bewacht hatten, sie wichen nicht von der Stelle, bis sie abgelöst wurden. Wir wollen die anderen Soldaten, die unermüdlich im Dienst der Freiheit gestanden, nicht benachteiligen. Die Matrosen aber waren das Vorbild für alle, und wenn keine Patrouille mehr aufzutreiben war, ein Seemann fand sich immer, und wenn er eben erst seine 24 Stunden heruntergerissen hatte. Leicht sind sie nicht zu behandeln. Man muß sie verstehen. Aber treu sind sie und zuverlässig. Wenn Frankfurt bisher ruhig schlafen konnte, es ist dem Marineversicherungsdienst zu danken, zu dem sie sich umgebildet haben. Gehäht von dem Westend, gefährdet von den dunklen Gestalten der Altstadt, von allen Eisenbahndieben und Automobil-schiebern, von den Wapen der Wildemannsgasse bis zu den Kavaliern in Lackschuhen. Millionen von Werten haben die Matrosen gerettet und alle, die sich in der Revolution „gesund“ machen wollten, scheuen sie wie den Tag.

Grüne.

Bei der Soldatenratswahl in der Gutleutkaserne steht er mit funkelnden Augen neben dem Vorsitzenden und brennt vor Ungeduld. Er muß dabei sein und helfen und wenn er nur Telegramme zur Post bringen darf. Bald hat er alle Matrosen zusammengefaßt und den Wachdienst organisiert. Und alle folgen ihm aufs Wort. Überall taucht er auf. Bald kontrolliert er die Posten am Westhafen, bald ist er Eindrechern in der Altstadt

auf der Spur und dann wieder fliegt er durch die Zimmer des Polizeipräsidenten. Schlaf braucht er keinen. Einmal haben ihn Rowdies auf der Straße überfallen und ihm den Arm lahm geschlagen. Er hat trotzdem keine Stunde geschlafen. Mit seinen 23 Jahren und den schwarzen, stehenden Augen ist er ein wilder Draufgänger, der geborene Detektiv und ein Mensch voller Güte und Lebenserfahrung. Bei Kriegsausbruch geht er freiwillig ins Feld, wird verwundet und kehrt zur Marineintendantur zurück. Tirpitz laut ihn einmal wegen eines Schreibfehlers ab, worüber eine Baronin Tränen vergießt. Er wird zur Erholung in die Schweiz geschickt, lernt den alten serbischen Diplomaten Tucic kennen, der Handschriften aller bedeutenden Personen von Bismarck bis Reichener besitzt. Er hört Lenin und Trotski reden und streitet bei einem Kellnerstreik in Zürich gegen Rosa Luxemburg. November 1918 schickt ihn die Militärbehörde nach Warschau. Unterwegs bricht die Revolution aus. Er bleibt in Frankfurt und macht mit.

Löffler.

Signalmaat, 26 Jahre alt, Beruf: Kaufmann. Dazu eignet er sich jedoch am wenigsten. 1911 kommt er zur Matrosendivision in „Schlitzau“. Vier Jahre fährt er auf S. M. S. „Zuch“, liegt während des Kriegs auf Nordseevorposten, wird zur Artillerieschule kommandiert, und später zur Seefliegerabteilung. In Kiel bricht die Revolution aus. Er lernt hier „Aufrührer“. Jetzt zieht's ihn in die Heimat. Der Zugverkehr ist gesperrt. Er läuft bis Hannover zu Fuß; von dort geht's im Güterwagen weiter bis Stendal. Der Personenzug bis Gießen fährt auch nicht schneller. Hier angelangt, wird er verhaftet. Mit achtzig Kameraden bricht er durch nach Frankfurt. Am 8. November ist er am Main und kommt gerade zur rechten Zeit.

Er ist der fähigste Kopf im Matrosenstab, spricht selten, ist flink im Denken wie eine Rahe. Raheartig ist seine Figur, sein Körper zäh und behende und man hat bei ihm stets das Gefühl, als wolle er einem ins Genick springen. Ein Volksheer hätte sicherlich mehr aus ihm gemacht als einen Signalmaat.

Hermann Stidelmann.

Ein langes j gestützt durch das t der starken Wirbelsäule, das i, wenn er mit den Zähnen knirscht, d als die mächtigen Knochen, die dem ganzen Körper Wucht und Gewalt geben, und dennoch gemildert durch ein el der Güte, dahinter aber noch einmal ein ganzer Mann, das ist das Neufere von Hermann Stidelmann. Ein Hüne von Gestalt, vor dem die Menschen klein werden, wenn er sich aufrückt. Bei ihm empfängt der Geist vom Körper und jedes Wort atmet Kraft und Energie. Nerven scheint er keine zu besitzen, und als ihm jüngst einer eine Kugel durch den Fuß schoß, ließ er sich jeden Morgen ohne Wimperzucken den Wundkanal ausspritzen und nach zehn Tagen humpelte er wieder in der Stube herum, nach vierzehn zog er den Stiefel an. Sein Krankenbett stand in seinem Dienstzimmer. Den preussischen Militarismus haßt er mit einer wilden, nie gesättigten Leidenschaft. Am dritten Revolutionstag fährt er nach Cronberg zum Schloß des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, der um eine Matrosenschutzwache gebeten hatte. Er trifft ihn dort mit der Schwester Wilhelms II. und verschiedenen Offizieren. Stidelmann stellt sich vor. Die Herren ebenfalls. „Ach was, lassen Sie man die Müggänkel. Sie sind der Herr Finkenstein und Sie der Herr Hessen. Bitte, Ihre Ausweise!“ Die Damen weinen. „Lassen Sie das Geflenne. Hätten Sie vor vier Jahren geweint. Jetzt ist es zu spät. Im übrigen ist Ihr Leben genau so gut verbürgt, wie das jedes anderen Bürgers.“ Also der Mane, Jäger zu Pferd, Beobachter und Seeflieger Hermann Stidelmann, der die vierzehn ersten Tage und Nächte keinen Schlaf und keine Ruhe kannte und unbeweglich mitten in allem Sturme stand. So oft ich ihn, baumlang, alle überragend, im Frankfurter Hof, im Straßengewühl, vor Offizieren oder Landräten stehen sah, erinnerte er mich an den alten Ajax, von dem Schiller in seinem „Siegesfest“ rühmt, daß er ein Turm in der Schlacht gewesen sei.

Der Wahlkampf

„Sozialismus ist Demokratie, keine Klassenherrschaft. Frei und gleich müssen alle Bürger des Staates sein. Ihren Willen sollen sie am 19. Januar 1919 bekunden, bei den Wahlen zur Nationalversammlung. Auf zur Wahl, Männer und Frauen, die ihr das zwanzigste Lebensjahr erreicht habt!“

Also ergeht der Ruf, und Stadt und Dorf hallen wider vom Streit der Parteien. Die Bürgerlichen haben sich andere Namen beigelegt, und es hält schwer, sie auseinanderzuhalten. Die Sozialdemokraten marschieren getrennt und schlagen unvereint und hiezig sich selbst und die Gegner. Je näher der Wahltag, desto heftiger tobt die Schlacht. Mit Plakateilen, Patrouillen und Erkundungsvorstößen beginnt es. Die bürgerlichen Parteien versuchen sogar Scheinmänner; doch es gelingt schon den sozialdemokratischen Unterführern, „die Maste herunterzureißen“. Drei Wochen, jeden Abend von 6 Uhr bis zur Polizeistunde, tobt der Kampf in Hunderten von Einzelgefechten. Diesmal hat alle „L. v.“, sogar die Frauen, und noch niemals hatten die Röckinnen so viele Verehrer, die nicht um ihr Herz, noch um ihren Braten, doch um ihren Stimmzettel werben und streiten. Nach einem Referat in einer Volksversammlung in Oberasfeld lasse ich mich von einem Kellner ein Glas Bier geben. Ueberrascht und beschämt sehe ich, wie er dem Trinkgeld fortläuft, bemerke jedoch ebenso überrascht und wieder beruhigt, daß mein Mann mit stiegenden Rockschößen das Rednerpult hinauseilt. Der Vorsitzende rief ihn soeben zur Diszussion auf, zu der er sich gemeldet hatte. Nicht minder tüchtig wie das Bier trägt der Kellner seine Ueberzeugung vor. Die Zuhörer bestärken ihn, spenden Beifall und folgen gerne den kräftigen Ausführungen. Das gibt dem Redner Ansporn und Feuer. Immer ruhiger werden seine Bilder, und ob Expressionismus oder Naturalismus, es bleibt kein Auge tränenleer, als der Sprecher aus innerstem Herzen in den Saal ruft: „Frauen und Jungfrauen von Oberasfeld! Traut nicht den bürgerlichen Parteien, die euch mit heißer Brunst umwerben;

es ist eine unechte Brunst. Sie werden euch begatten, aber nie befruchten.“

Inzwischen treibt der Wahlkampf in Frankfurt zur Siebteige. Die Sozialismus — die Kapitalismus! Alle Mauern, Bretterzäune und Schaufenster sind mit bunten Plakaten und Bildern besetzt. Wie Schneeflocken wirbeln die Flugblätter umher. Dort leuchtet es blau von allen Laternenpfählen: „Wählt Ruppe!“, hier rot: „Jedermann hat die Pflicht, die sozialistische Republik zu unterstützen!“ „Die Glocke mahnt: Wählt die Riste Rießer!“ „Erzberger, ein Mann des Volkes, wünscht: „nur die Riste Robert Ditzmann!“ Also steht es an einer Mauer geschrieben. In jeder Nacht huschen die Aufkleber mit Leimtopf und Pinsel wie die Heizermännchen über die Straßen, und es ist ein Wettrennen zwischen den Beauftragten der verschiedenen Parteien nach leeren Mauerstellen und Schaufenstern.

Im Rathaus sitzt eine ganze Kompagnie von Männern und Frauen, die wochenlang nur Wählerlisten abschreiben. Vom Zirkus Schumann bis zum kleinsten Vereinslokal tagen jeden Mittag und Abend Sitzungen und Versammlungen; Versammlungen für Studenten, Frauen, Kaufleute, Gewerkschaftsmitglieder, für Beamte, Techniker und für alle; je nach der Größe des Saales. Hin und her wogt die Redeschlacht, und am nächsten Tage können die Sprecher ihre Worte in fünf, sechs Zeitungen falsch wiedergegeben sehen.

Am Tage vor der Wahl erdrückt eine gewaltige Demonstration der Mehrheitssozialisten alles Vorangegangene. Mit einer Riesenversammlung in der Festhalle beginnt sie. Dann formt es sich zum Zuge. Es mögen 60 bis 70 000 Menschen sein, die mit Gesang und Musikzügen vom Hohenzollernplatz zum Heine-Denkmal ziehen, von einer Häuserseite zur anderen die breiten Straßen füllend. Aus dem schwarzen Menschengewoge leuchten die roten Banner. „Takt, Takt, auf Takt gebt acht, er ist mehr als halbe Macht.“ Kein Schutzmann ist zu sehen, und was hätte er dabei tun sollen? Es ist eine überwältigende Kundgebung und ein Befehlen, das besser und erfolgreicher spricht, als alle Redner und Flugblätter der vergangenen Wochen.

Die Schloß ist aus! Es war ein fröhlich Säen
 neuzeitlicher Ideen. Wenn die Wahl nicht alle Wünsche
 und Hoffnungen erfüllt hat, wenn nicht alle Blüten
 trüben, uns wissen wir: es gibt kein Zurück, es geht vor-
 wärts. Unser die Welt, trotz alledem!

„Nur ungeschaffen das Geschaffne,
 Damit sich's nicht zum Starren waffne,
 Wird ewiges, lebendiges Tun.
 Und was nicht war, nun will es werden:
 In reinen Sonnen, farbigen Erden,
 In keinem Halle darf es ruhn.
 Es soll sich regen, schaffend handeln,
 Ein sich gestalten, dann verwandeln,
 Was scheinbar steht's Momente still.
 Das Ewige regt sich fort in Allem,
 Denn alles muß in Nichts zerfallen,
 Wenn es im Sein beharren will.“

Inhalt.

Vorleitung	Seite
Tage der Spannung	1—3
Das Feuer von Kiel	4—5
Der Sturm bricht los	6—9
Die Wahl der Soldatenräte	10—12
Die Revolutionsnacht	13—16
Das Revolutionstribunal	17—21
Die Zensur	22—23
Der neue Polizeipräsident	24—25
Auf der Straße	26—28
Im Frankfurter Hof	29—33
Feindliche Brüder	34—35
Aufs Land	36—37
Im Namen des Volkes	38—40
Eine stürmische Sitzung	41—43
Revolutionsspost	44—50
Eine Sitzung des Arbeiterrats	51—53
Heimkehr	54—55
Köpfe	56—59
Der Wahlkampf	60—62



1. Dr. Eingheimev - 2. Müller - 3. Heinrich Moser
4. Reinhardt - 5. Harris.

Leffler Malang Grönte Stiedlmann (oben)
Rech (unten) Leffner

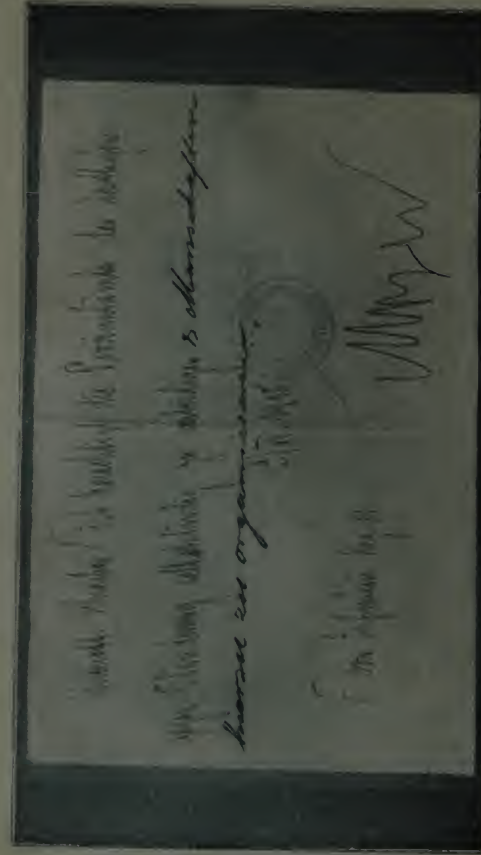
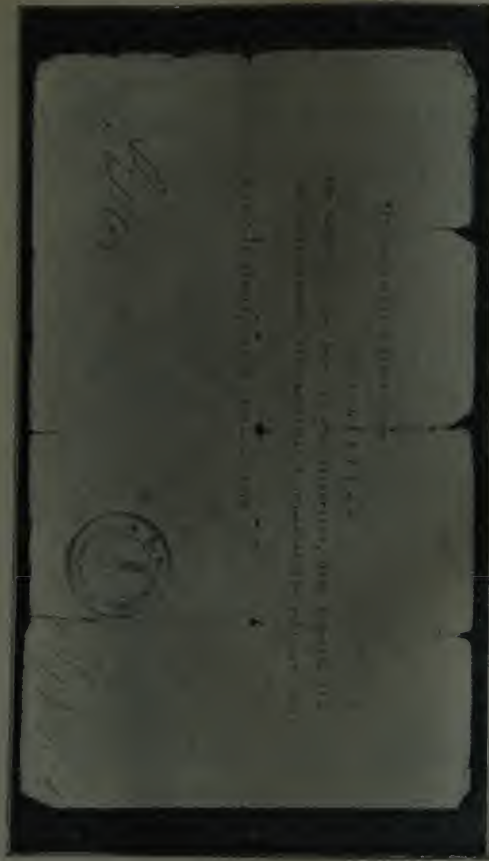


Man ist sich bewusst und die Taten der selbst
verbreiteten Polizeigewalt, von welcher es ist die
Kriegs- und die Hauptgefahr ist die, welche
den Menschen in einem solchen Zustand der
Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe Ordnung
und Sicherheit zu bringen.

Handwritten signature: J. Stiedlmann

Handwritten text: Nachtrag 10. 11. 1918

Die „Beschlagnahmeurkunde“ für den Polizeipräsidenten.



Bereitstellung der Mischteilepostkisten am 18. Januar 1919, am Tage der Nationalfeier.



BUCH-NR. 50.144.135



44/2574

T 50 144 135

- 8. JA 1976

El Toro

13 " 1989

1.85

50, 144, 135 ✓

